

Quellenkritische Studie zu Arnold Büchlis Volkserzählungssammlung "Mythologische Landeskunde von Graubünden"

Autor(en): **Brunold-Bigler, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte,
Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1985)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNER MONATSBLATT

Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Heimat- und Volkskunde

Chur, Juli/August 1985 Nr. 7/8

Quellenkritische Studie zu Arnold Büchlis Volkserzählungssammlung «Mythologische Landeskunde von Graubünden»

Von Ursula Brunold-Bigler

Der Sammler und Editor Arnold Büchli

Der 1885 in Lenzburg (AG) geborene Arnold Büchli studierte Theologie, Altphilologie sowie Germanistik und erwarb schliesslich 1911 das aargauische Bezirkslehrerdiplom. Im Jahre 1926 erhielt er vom Aarauer Verlag Sauerländer den Auftrag, die 1871 erschienenen Schweizer Sagen Heinrich Herzogs neu zu bearbeiten. Die Beschäftigung mit Sagen und andern Volkserzählungsgattungen sollte von diesem Zeitpunkt an seine Lebensaufgabe bilden.¹ In den dreissiger Jahren begann er aufgrund einer intensiven Beschäftigung mit Caspar Decurtins' Rätoromanischer Chrestomathie, in Graubünden Sagen zu sammeln. Er setzte sich dabei das Ziel, «das Werk Caspar Decurtins', die gesamthafte Erfassung der Volkssage in der Sprache und Erzählweise des Volkes selbst, fortzusetzen und aufzuzeichnen, was sich in den deutschbündnerischen, romanischen und italienischen Talschaften davon bis in die heutige Zeit erhalten hat».² Da sich Büchli erst 1942 in Chur niedergelassen hatte, konnte er bis zu seinem Tod im Jahr 1970 nur zwei Bände der «Mythologischen Landeskunde von Graubünden» publizieren.

Der erste Band umfasst die Regionen Fünf Dörfer, Herrschaft, Prättigau, Plessurtal, Chur und Davos; der zweite das Rheingebiet vom Badus bis zum

¹ Hermann Anliker im Vorwort zu Arnold Büchli, Bündner Sagen, Gute Schriften, Zürich 1966, S. 5.

² Arnold Büchli, Mythologische Landeskunde von Graubünden, Bd. 1, Aarau 1958, Bd. 2, Aarau 1966 (zit. Büchli I/II); Büchli I, S. VII.

Calanda. Arnold Bächli sammelte als erster Volkserzählforscher sein Material in direkter Befragung der Gewährsleute, indem er sie an ihren Wohn- und Arbeitsplätzen aufsuchte. Er wusste genau, woran die bisherigen Editionen krankten: «Die Gepflogenheiten der früheren Sagenanthologisten, Aufzeichnungen schriftkundiger Gewährsleute, die ‹H. H. Kantonsschüler› eingeschlossen, zusammenzustellen, kann heute nicht mehr in Frage kommen.»³ Bei ihm steht vielmehr die Persönlichkeit des Erzählers im Zentrum, denn wir erhalten nicht nur Namen und Lebensdaten, sondern auch nebst der Erzählsituation eine Fülle biographischer, ja sogar autobiographischer Fakten. Das Gehörte gab Bächli unverfälscht und unverändert in der Volkssprache wieder, wobei auch der Philologe auf seine Rechnung kommt. So ist in jahrzehntelanger, systematischer Sammelarbeit ein Werk entstanden, das zwar von der Fachwelt⁴ gebührend gewürdigt worden ist, jedoch wegen seinen Dialektaufzeichnungen und des fehlenden Motivregisters immer noch am Rande der Erzählforschung steht.

Zum Kanon dieser Spezialdisziplin der Volkskunde gehören heute Fragen nach den Quellen der Gewährsleute, das heisst nach dem Wechselverhältnis von mündlicher, halbliterarischer und schriftlicher Tradition. Anders ausgedrückt: Inwiefern beeinflussten Lesestoffinhalte, Produkte der Imagerie populaire⁵ und durch Schule, Religionsunterricht und Predigt vermittelte Erzählungen den sogenannten Volksmund? Diesen Problemen anhand von Bächlis Materialgrundlage nachzugehen, erscheint besonders reizvoll, da dieser Volkserzählungssammler wissenschaftsgeschichtlich betrachtet zwischen den Nachwehen der veralteten romantischen Schule der Gebrüder Grimm und moderner, exakt beobachtender Feldforschung steht. Die Grimmnachfolge Bächlis wird allein schon aus dem Titel der Sammlung ersichtlich, zudem meint er in den Volkserzählungen heidnischen «Urväterglauben, gebunden an christliches Gedankengut»⁶ zu finden. Gemäss der romantischen Volkspoesietheorie produziert sein Bergvolk als Kollektiv «kindlich-kunstlose, aber gefühlsechte Poesie».⁷

³ Die Bemerkung enthält einen Seitenhieb auf Dietrich Jecklins Forschungsmethode, wie Bächli in einer Anmerkung ausführt: «Ein Schanfigger, der zu den geschätzten Gewährsleuten unsrer Sammlung zählt [Jakob Donau in Peist], lächelt heute über seine Komposition ‹Der Thalgeist von Schanvigg›, in der er seinerzeit als Kantonsschüler verschiedene Spukgestalten zu einem Talgeist vereinheitlicht und Dietrich Jecklin eingereicht hat.» Bächli I, S. XLI.

⁴ Lutz Röhrich, Die Sagensammlungen der Alemannischen Schweiz in der Gegenwart, in: Sage und Märchen. Erzählforschung heute, Freiburg, Basel, Wien 1976, S. 60–63.

⁵ Wolfgang Brückner u.a., Bildquellen, Bildzeugnisse, in: Enzyklopädie des Märchens (zit. EM), Bd. 2, Berlin 1977, Sp. 328–373.

⁶ Bächli I, S. XIII.

⁷ Bächli I, S. VII.

Wenn sich Bächli mit der Schulung und Bildung seiner Gewährsleute und ihrer Vorfahren auseinandersetzt, verstrickt er sich zusehends in Widersprüche. Da ihr Naturgefühl nicht wie anderswo auf Schulbänken verdorben worden sei, sei ihre intuitive Schaukraft nicht abgestumpft.⁸ Dennoch misst er dem Schulunterricht grossen Einfluss auf das volkstümliche Erzählen bei: «Die in romantischer Zeit so beliebten Rittergeschichten sind den Anwohnern von Burg- oder Ruinenhügeln bis auf den heutigen Tag interessant geblieben. . . Wo solche auftauchen, entpuppen sie sich in der Regel als Reminiszenzen aus der Geschichtsstunde, wobei das Volk es indessen mit der verbürgten Historie nicht so genau nimmt.»⁹ Bächli konstruiert weiter eine Gesellschaft von Bauern, die wegen der geographischen Abgeschiedenheit ihre Moral selbst ohne das Medium Buch erzeugt: «Ihr lebhafter Geist war genötigt, selbst für seine Nahrung, seine Unterhaltung und für die Unterweisung der Jungen aufzukommen. Sie waren auch auf intellektuellem Gebiet Selbstversorger. Die ungebrochene Kraft ihres schaffenden Vorstellungsvermögens, diese wunderbare Gabe, die dem heutigen Geschlecht mehr und mehr abhanden kommt, musste ihnen ein Weltbild formen helfen, das sie nicht bequemlich aus Druckwerken übernehmen konnten.»¹⁰ Auf derselben Buchseite berichtet der Feldforscher Bächli über stark benützte Gebets- und Andachtsbücher aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, die er in Schamser und Engadiner Häusern sah. Lesende oder gar Radio hörende Landleute passten indessen nicht in Bächlis rückwärts gerichtetes Weltbild, denn er sah durch die Lektüre die «echte» Volksüberlieferung in Gefahr: «Gerade in jenen romanischen Talschaften, wo die Kenntnis des Deutschen verbreitet ist, sind die Frauen heute starke Leserinnen und legen sogar kleine private Leihbüchereien an. So ist man auch auf ideellem Gebiet mehr und mehr der Nötigung enthoben, am eigenen Faden zu spinnen.»¹¹ Bächli nannte eine Leserschaft, die nach bebilderten Zeitungen und Zeitschriften verlangte «phantasiarm»,¹² er selber frischte jedoch das Gedächtnis einer Gewährsperson (genannt wird nur eine) durch Vorzeigen von Holzschnittillustrationen aus seiner ersten Bündner Sagenedition auf.¹³

⁸ Bächli I, S. VIII.

⁹ Bächli I, S. XVI.

¹⁰ Bächli I, S. XIV.

¹¹ Bächli I, S. XX.

¹² Bächli I, S. V.

¹³ Bächli hatte bereits 1933/35 eine zweibändige Sagensammlung mit Stücken aus mündlicher Quelle und Illustrationen von A. M. Bächtiger bei Sauerländer in Aarau herausgegeben; 1942 erschien Bd. 2 in zweiter Auflage. Die Stelle mit dem Gewährsmann findet sich bei Bächli I, S. 629.



Lienhard Caflisch (1850–1945) wird von Arnold Büchli mit diesem Holzschnitt an eine Riesensage erinnert.

Büchli war das Phänomen des Rücklaufs schriftlicher Sagenaufzeichnungen in Kalendern oder bereits bestehenden Sammlungen keineswegs fremd: «Leichter findet mit literarischen Erzeugnissen Sagenhaftes Eingang ins Volksbewusstsein, indem die Schriftsteller aus der mündlichen Tradition schöpfen . . . So haben die hübschen Kalendergeschichten Chr. Walkmeisters, denen oft heimatische Sagen zu Grunde lagen, im Schanfigg diese inhaltlich beeinflusst . . .»¹⁴ Büchli erhebt für sich den Anspruch, alle Stücke aus Dietrich Jecklins Sammlung und aus der Rätoromanischen Chrestomathie mit Hilfe von Bischof Christianus Caminada aus seiner eigenen Sagenedition ausgeklammert zu haben.¹⁵ Es bietet jedoch geringe Schwierigkeiten, eine Menge Motive dieser Provenienz zu entdecken. Leider muss die Erzählforschung heute auf jene Stücke verzichten, bei denen er weder «Geist» noch «Witz» noch «eine gewisse Land- oder wenigstens Dorfläufigkeit»¹⁶ sowie «kittelnde Tendenz»¹⁷ vorzufinden glaubte.

Büchli holte sich seine theoretischen Richtlinien der Sagenedition bei Eduard Osenbrüggen, einem Zürcher Rechtsgelehrten und aktivem Mitglied des Schweizerischen Alpenclubs: «Man soll auf der Hut sein gegen solche Sagen, welche durch Lectüre aus Zeitblättern, Kalendern oder auf andere Weise aus der Fremde an einen Ort gekommen sind.»¹⁸ Siebzig Jahre später als Osenbrüggen, nachdem bereits eine Flut von Volkserzählungsliteratur erschienen war, rechnete Büchli kaum mit Lesefrüchten. Sein Sammlerehrgeiz wollte nur Erstaufzeichnungen als «echt» gelten lassen, er unterliess in der Folge wohlweislich eine quellenkritische Überprüfung seiner Dokumente, obwohl er ein fundierter Kenner des landeskundlichen Schrifttums war. Er vertraute lieber seiner vagen Intuition als seinem profunden Wissen: «Dem Sammler, der Aberhunderte von Geschichten in verschiedenen Sprachen und noch mehr Dialekten und Temperamenten angehört hat, kann es nicht schwerfallen, das echt Volkstümliche [das heisst für ihn eine ursprüngliche, unliterarische Version], Unkomplizierte vom Talmihaften, das Gewordene vom Gemachten zu unterscheiden.»¹⁹

¹⁴ Büchli I, S. XVIII.

¹⁵ Büchli I, S. XIX.

¹⁶ Büchli I, S. XXXIX.

¹⁷ Büchli I, S. XVIII.

¹⁸ Eduard Osenbrüggen, Die Gebirgssagen, in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 5 (1868/69), S. 590–607; S. 606. Büchli nennt den Beitrag Osenbrüggens in den Quellen zum ersten Band der «Sagen aus Graubünden», Aarau o.J. [1933], S. 238. Zu Osenbrüggen: HBLs, Bd. 5, S. 360.

¹⁹ Büchli I, S. XVIII.

Büchlis Aufzeichnungen enthalten im Gegensatz zu andern Volkserzählungseditionen aus dem alpinen Raum wenig Schwänke und Witze.²⁰ So müssen wir uns mit zwei Proben von Vigeli Peders Schildbürgerereien aus dem Medelsertal begnügen.²¹ Auch an diesem Aspekt wird deutlich sichtbar, wie stark Büchli von der romantischen Volkserzählungsbewegung geprägt war. Siegfried Neumann bemerkt dazu treffend: «Der grösste Teil des im Volk umlaufenden Schwankguts erschien jedoch den Vorstellungen vom Wesen der Volksdichtung, wie sie in der Romantik postuliert wurde, zu wesensfremd, das heisst zu gemein und zotig und deshalb nicht aufschreibenswert.»²²

Über die Reaktion der Bevölkerung auf seine Befragungen berichtete Büchli mit verblüffender Offenheit. Da ist die Rede von anfänglich narrenden Abmachungen, mühsamen Irr- und Umwegen, Schimpfwörtern wie «Fanatiker»,²³ «smaledi Tudais-ch» und «Germano».²⁴ Aus dem witzigen Spott der Bauern im Tavetsch und im Domleschg, die Büchli «Professer Striegn» und «dr Hexemeischer va Khur»²⁵ nannten, lässt sich folgern, dass der Sammler stark mit suggestiven Fragestellungen gearbeitet, das heisst bewusst nach Hexen, Geistern und andern Unholden geforscht hat. Nach einer von Misserfolgen gekennzeichneten Anlaufphase – die alten Geschichten waren eben aus Desinteresse in Vergessenheit geraten – gelang es Büchli während den fast vier Jahrzehnten seiner Wirksamkeit in Graubünden, die Sagenbegeisterung des 19. Jahrhunderts neu anzuregen. Der Romanist Ramun Vieli sprach geradezu von einer «Renaissance der Sage in Graubünden».²⁶ Man wird dabei den Verdacht nicht los, dass vor allem die Gewährsleute in der Surselva, dem letzten Forschungsgebiet Büchlis, in vielen Fällen vor dem Auftauchen des professionellen Folkloristen bereits bestehende Volkserzählungssammlungen, heimatkundliche Jahrbücher und Zeitungen zwecks Gedächtnisauffrischung durchkämmten.

Trotz diesen kritischen Einschränkungen aus der Sicht der heutigen Erzählforschung soll Büchlis imponierende Sammelleistung nicht geschmälert werden. Büchli war der erste, der systematisch in Graubünden in direkter Befragung nach Volkserzählungen geforscht und auf jegliche Zuträgerware von Vermitt-

²⁰ Vgl. Alois Senti, Sargaaserlinder Stüggl. 365 Anekdoten und Schwänke aus dem Sarganserland, Basel 1968; Josef Guntern, Volkserzählungen aus dem Oberwallis, Basel 1978; Emily Gerstner-Hirzel, Aus der Volksüberlieferung von Bosco Gurin, Basel 1979.

²¹ Büchli II, S. 52.

²² Siegfried Neumann, Schwank, in: Deutsche Volksdichtung. Eine Einführung, Leipzig 1979, S. 155–194; S. 184.

²³ Büchli I, S. XXIII.

²⁴ Büchli I, S. XXII.

²⁵ Büchli I, S. XXXI.

²⁶ Büchli I, S. XX.

lern verzichtet hat. Der Schritt von den früheren novellistisch konzipierten und sprachlich von den Editoren geschönten Schreibtischarbeiten zum Feldforschungsunternehmen ist mit diesem leider noch unvollendet gebliebenen Werk eines initiativen und mutigen Einzelgängers vollzogen worden.

Literarische Vermittler

Ohne die Volkserzählungsbegeisterung der Grimmnachfolger, die ihre Sammelergebnisse in unzähligen Publikationen edierten, hätte sich der grösste Teil der populären Erzählkultur bis zu Büchlis Zeit nicht am Leben erhalten. Neben aus dem Volksmund gehörten Motiven nahmen die Gelehrten des 19. Jahrhunderts Stücke aus Chroniken, Predigtbüchern und andern ältern Buchdruckererzeugnissen als «mündliche Überlieferung» in ihre Editionen auf. Die Sammler des 20. Jahrhunderts stiessen auch auf den Rücklauf dieser Literatur.

Aus der immensen Anzahl von Volkserzählungsveröffentlichungen des 19. Jahrhunderts – nach der unvollständigen Bibliographie der schweizerischen Landeskunde von 1910²⁷ erschienen allein über Graubünden zwischen 1829 und 1897 132 Nummern, dazu kommen noch gesamteidgenössische Sammlungen mit Motiven aus Graubünden – können im Rahmen dieses Beitrages nur einige wichtige Mediatoren und ihre Werke erwähnt werden. Ebenso kann nur exemplarisch dargestellt werden, wie etwa eine mit quellenkritischem Anhang versehene Neuauflage des Büchlichen Werks zu präsentieren wäre.

Nicolin Sererhard (1689–1755)

Evangelischer Geistlicher und Chronist. Seine 1742 verfasste «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden» ist in mehreren zeitgenössischen Kopien vorhanden und wurde 1871 von Conradin von Moor erstmals veröffentlicht; eine zweite Edition erschien 1944 von Oskar Vasella. Von Dietrich Jecklin für sein «Volksthümliches aus Graubünden» ausgeschöpft.

Publikation: Nicolin Sererhard, Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden, neu bearbeitet von O. Vasella, Chur 1944.

Bündnerisches Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung, herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft in Graubünden, Chur 1829–1832.

²⁷ Franz Heinemann, Sagen und Legenden. – Märchen und Fabeln. Bibliographie der schweizerischen Landeskunde, Faszikel V 5, Heft III, Bern 1910.

Erstmals werden für diese Zeitschrift in Graubünden bewusst Sagen als «Erbstücke alter Zeit niedergelegt», um vor dem «unvermeidlichen Untergange bewahrt zu werden».²⁸ Wer meint, die Naturforscher hätten auf ihren Exkursionen bei der Bevölkerung auch nach Sagen geforscht, sieht sich getäuscht. Nein, man wartet bis Einsendungen von Leuten, die beruflich mit dem Volk in engem Kontakt stehen – man denke an Landschullehrer, Pfarrer und Ärzte –, auf dem Schreibtisch der Redaktion in Chur landen. Dabei erheben die Herausgeber gleich noch mit Hilfe einer Wildmannlisage warnend den Zeigefinger, um die spärlichen sozialen Aufsteiger aus dem Volk zu tadeln: «Wie der Wilde in der Sage: so wirft alsdann Hans den Hirtenstab weg, Michel lässt den Pflug fahren, Kaspar wendet sich von der Werkstätte, Johann verlässt die Heimat, die Händearbeit und das sichere Brot im Schweiss des Angesichts, und sie wollen fortan Herren werden . . .»²⁹

Georg Wilhelm Roeder (1795–1872)

Schriftsteller und Kantonsschullehrer in Chur. Redigierte das erste Bündner Burgenbuch, welches Burgensagen enthält und von Heinrich Kraneck illustriert und herausgegeben wurde.³⁰ Schwiegervater Dietrich Jecklins.

Publikation: Die alten Ritterburgen und Bergschlösser in Hohen-Rhätien, Chur 1837, ²1921, ³1928.

Johann Karl von Tschärner (1812–1879)

Offizier im neapolitanischen Schweizerregiment, nach seiner Rückkehr Rechtsanwalt und Journalist in Chur, Chefredaktor des «Bund» (Bern).³¹

Publikation: Der Kanton Graubünden, historisch, statistisch, geographisch dargestellt für einheimische und fremde Reisende, Chur 1842. Die darin erwähnten Sagen scheinen in direkter Befragung aufgezeichnet worden zu sein.

Alfons von Flugi (1823–1890)

Historiker, Philologe, Privatgelehrter. Sammelte engadinische Volkslieder und edierte Sagen, die er jedoch dichterisch in gebundene Rede fasste.³²

Publikation: Volkssagen aus Graubünden, Chur und Leipzig 1843, ²1853.

²⁸ 1829, S. 139.

²⁹ 1830, S. 395.

³⁰ HBLs, Bd. 5, S. 664.

³¹ HBLs, Bd. 7, S. 71.

³² Johann Martin von Planta, Alfons von Flugi, in: Bedeutende Bündner, Band 1, Chur 1970, S. 479–485.

Nikolaus Senn (1798–1867)

Lehrer an der katholischen Kantonsschule in St. Gallen, später an der städtischen Realschule in Bern, lebhaft an der Bündner Geschichte interessiert.³³

Publikation: Bündnerische Volkssagen, o.O. 1854.

Theodor Vernaleken (1812–?)

Deutscher Kulturhistoriker, Lehrer, von Jacob Grimm und Ludwig Uhland zu Sagenforschungen ermuntert.³⁴

Publikation: Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Wien 1858.

Vernaleken mag schon während zwölf Jahren die Alpenländer zwischen Bern und Wien durchwandert haben,³⁵ doch hat er wirklich selber Gewährleute aus dem Volk aufgesucht? Wohl kaum. Für Graubünden werden nämlich nur der Lehrer Christian Tester (1784–1855) und Alfons Flugi als Zuträger erwähnt.³⁶

Gottfried L. Theobald (1810–1869)

Ursprünglich evangelischer Theologe, später jedoch leidenschaftlicher Naturwissenschaftler, Kantonsschullehrer in Chur,³⁷ als Mitglied des Schweizerischen Alpenclubs begeisterte er sich für Volkssagen. Mittelsmann für Dietrich Jecklin.

Publikation: Naturbilder aus den Rhätischen Alpen, Chur 1860, ²1862, ³1893, ⁴1920.

Franz Josef Vonbun (1824–1870)

Gerichtsarzt in Schruns/Montafon.³⁸ Schöpfte aus verschiedenen zeitgenössischen Sammlungen (u.a. Bündnerisches Volksblatt und Flugi), von Dietrich Jecklin ausgewertet.

Publikation: Beiträge zur deutschen Mythologie. Gesammelt in Churrätien, Chur 1862.

Peter Anton Furger (1803–1886)

Katholischer Geistlicher, verfasste eine heimatkundliche Monographie über Trimmis und das Volksschauspiel «Euphemia von Ruchenberg»,³⁹ Mittelsmann für Dietrich Jecklin.

³³ HBLS, Bd. 6, S. 345.

³⁴ Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, Bd. 50, S. 129–134.

³⁵ Vernaleken, S. VIII.

³⁶ Vernaleken, S. 21.

³⁷ HBLS, Bd. 6, S. 721.

³⁸ Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 40, S. 288–290.

³⁹ HBLS, Bd. 3, S. 363.

Publikation: Trimons. Heimatkunde oder belehrende Nachrichten aus der Geschichte und den Sagen der Gemeinde Trimmis und Says für das Volk, Chur 1872.

Dietrich Jecklin (1833–1891)

Privatgelehrter, später Konservator am Rätischen Museum.⁴⁰ Revidierte das Burgenbuch seines Schwiegervaters, G. W. Roeder (1870). In den Jahren 1874, 1876 und 1878 gab er in Broschürenform eine Sagen- und Märchensammlung heraus, die in Kürze vergriffen war, also ungeheure Popularität erreichte. Ein Exemplar der Kantonsbibliothek Graubünden, Chur, enthält den für die Rezeption dieses Werkes bedeutsamen Eintrag: «Dorfbibliothek Fläsch». Wie Jecklin gearbeitet hat, erfahren wir nicht nur aus dem Inhaltsverzeichnis, sondern auch aus einer zeitgenössischen Rezension: «Der Verfasser hat die tüchtigen Vorarbeiten Dr. Vetter's, Vonbun's, Flugli's, Theobald's etc. gut ausgebeutet; sehr wertvolles Material ist ihm alsdann durch verschiedene Professoren und Kantonschüler in Chur, sowie durch andere Freunde des Alterthums zugeflossen, und einen in der That sehr wertvollen Anhang bilden die Oberländer Märchen Decurtin's.» (Alpenpost 1874, Nr. 24, abgedruckt in Jecklin 1876, S. 219). Also die bekannte Exzerprier- und Zwischenhändlermethode ohne direkten Kontakt mit dem Volk, nur einmal erscheint neben dem Kantonsschulprofessor, Advokat, Arzt, Kantonsrat, Bautechniker, Pfarrer, Kantonsarchivar, Landammann, Nationalrat der Fuhrmann Wellinger aus Schluen (früher Schleuis). Es nimmt sich deshalb seltsam aus, wenn die Verleger im Vorwort der zweiten Auflage von 1916 behaupten: «Die Quellen des Volkstümlichen sind zum grössten Teil aus dem Munde des Volkes selbst geschöpft und deswegen umso origineller.»

Publikationen: Die Burgen und Schlösser in «alt fry Rätia», Glarus und Chur 1870/72 (enthält Burgensagen).

Volksthümliches aus Graubünden, Zürich 1874, Chur 1876, 1878, ²1916.

Caspar Decurtins (1845–1916)

Kulturhistoriker, katholisch-konservativer Nationalrat von 1881–1906, genannt der «Löwe von Truns». Mitbegründer der Universität Fribourg, wo er als Professor der Kulturgeschichte wirkte.⁴¹

Dietrich Jecklin beklagte sich im Vorwort seines dritten Bändchens über den Verlust von Decurtins' Mitarbeit: «Durch den Umstand, dass mein früherer Mitarbeiter und ehemals für Geschichte und Sage sehr thätige Dr. Iur. [er promovierte zum Dr. phil.] Casp. Decurtins die trügerische Bahn der Politik

⁴⁰ HBL, Bd. 4, S. 394.

⁴¹ HBL, Bd. 2, S. 667.

betreten, und die Forschungen über Volksthümliches an den Nagel gehängt hat, bleibt dieser dritte Theil der bündnerischen Volkssagen leider ohne seine sonst anerkannt wertvollen Mittheilungen» (S. VI). Eher ist zu vermuten, dass Decurtins nicht mehr als Zuträger Jecklins arbeiten wollte, sondern selber für seine «Chrestomathie» intensiv und konzentriert zu sammeln begann.

Publikation: Rätoromanische Chrestomathie, Bände 1–12 und Ergänzungsband, Erlangen 1888–1919, Reprint: Chur 1982 ff.

Der zweite Band ist der surselvischen Volkskultur gewidmet und enthält nebst Sagen auch Märchen, Sprichwörter, Landwirtschaftsregeln, Rätsel, Kinderreime und -spiele, Volks- und Kinderlieder, Aberglauben und Brauchschilderungen.

Georg Fient (1845–1915)

Lehrer, später Redaktor an der «Prättigauer Zeitung» und am «Bündner Volksblatt», von 1892–1912 Kanzleidirektor.⁴²

Arnold Büchli bemerkt in seiner Einleitung zum Prättigau: «Angepocht wurde in jeder Ortschaft und so ziemlich in jedem Weiler. Doch da das Prättigau längst seine berufenen Sagenkundler hervorgebracht hat, durfte sich neuerlicher Sammeleifer damit bescheiden, nur dort zu verweilen, wo Verständnis und Vertrauen einen freundlichen Willkomm boten.»⁴³ Zu den eifrigsten Sammlern von Prättigauer Sagen im 19. Jahrhundert gehörte nebst dem Arzt St. Bäder, der Lehrer und spätere Direktor der Standeskanzlei, Georg Fient. Beide lieferten Material an Dietrich Jecklin. Dazu brachte Fient noch unveröffentlichte Stücke in seiner heimatkundlichen Monographie über das Prättigau.

Publikation: Das Prättigau, Chur 1896, Davos 1897.

Georg Luck (1869–1925)

Lehrer, seit 1896 Redaktor am «Bund» in Bern. Verfasste den Text für das Calvenfestspiel von 1899.⁴⁴ Lucks Sammelmethode ist ungewiss, er könnte durchaus selber nach Volkserzählungen geforscht haben.

Publikationen: Rätische Alpensagen, Davos 1902, Chur ²1935. Jägersagen und Jagdgeschichten, Leipzig 1923.

⁴² Peter Metz, Georg Fient, in: Bedeutende Bündner, Bd. 2, Chur 1970, S. 201–206.

⁴³ Büchli I, S. 161.

⁴⁴ HBLS, Bd. 4, S. 718.

Beispielskatalog

Ausser diesen Volkserzählungssammlungen, deren Inhalt sicher oft von Lehrern und Pfarrern aus pädagogischen Gründen weitervermittelt wurde, müssen wir als wichtige literarische Zwischenträger von Erzählinhalten an die gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu Zehn- oder gar Hunderttausenden verlegten Volkskalender denken. Für Graubünden kommt in erster Linie seit 1841 der Bündner Kalender in Frage, der 1851 in 21 000 Exemplaren erschien,⁴⁵ 1828 betrug die Auflage des während des 18. und 19. Jahrhunderts hierzulande gerne gelesenen Appenzeller Kalenders 40 000 Stück.⁴⁶ Die Kalender brachten nicht nur eine Gedächtnisauffrischung alter Motive, sondern auch neue Themen ins populäre Erzählgut. Da sie seit dem späten 18. Jahrhundert Illustrationen enthalten, müssen wir von diesem Zeitpunkt an mit einer geradezu massenhaften Visualisierung des Narrativen rechnen. Die Wirkungsgeschichte des Erzählinhaltes wird bei den vielen, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein leseschwach gebliebenen Konsumenten⁴⁷ wesentlich durch das Betrachten von Illustrationen mitbestimmt. Aus diesem Grunde werden diese erzählenden Bilder hier erstmals ediert. Der vorliegende Katalog kann nur an ausgewählten Beispielen zeigen, wie stark frühere Sammlungen, Schulbücher, Kalender und andere populäre Drucke Büchlis Ernte beeinflusst haben. Die Beispiele verteilen sich gleichmässig auf Deutsch- und Romanischbünden.⁴⁸

Sagen und Märchen

Die wilden Leute

Der Pfarrer und Chronist Nicolin Sererhard berichtete 1742 als erster ausführlich⁴⁹ und aus intellektueller Distanz ziemlich abschätzig, was er von alten

⁴⁵ Bündner Monatsblatt 1851, S. 27.

⁴⁶ Ursula Brunold-Bigler, «Den ersten hinkenden Bott neue Zeit herausgegeben» oder die Tagebuchnotizen einer Appenzeller Kalendermacherfamilie (1771–1819), in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 79 (1983), S. 63–84; S. 82 Anm. 38.

⁴⁷ Rudolf Schenda, Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910, Frankfurt a. M. 1970, S. 441–487.

⁴⁸ Peter Egloff setzt sich in seinem Beitrag «Da bucca a bucca? Entginas observaziuns e remarcas davart las relaziuns denter raquent oral e litteratura screta» (Annalas 98/1985, im Druck) mit Fragen zu den Quellen und zum Rücklauf der Decurtinsschen Chrestomathie auseinander.

⁴⁹ Hans Ardüser erwähnt für das Jahr 1591 kurz das Auftreten Wilder Leute als Prodigium, in: Hans Ardüser's Rätische Chronik, nebst einem historischen Commentar von J. Bott, Chur 1877, S. 117. Weitere Hinweise über Wildmannli im Alpenraum bei: Leo Zehnder, Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronistik, Basel 1976, S. 24*.

Leuten über die einstigen Urbewohner Graubündens vernommen hatte: «Diese wilde Leuth werden von den Alten beschrieben, dz sie den andern Menschen an Gestalt gleich gewesen, doch etwas kürzer und dicker, am ganzen Leib mit Haaren überwachsen, ausgenommen um die Augen oder im Angesicht nicht. Sie seyen von ungemeiner Stärke gewesen und schnell zum Laufen. Die Weiber nenten sie die Waldfänken oder auch Holzmütern etc. Die sollen so lange Brüst gehabt haben, dz sie solche über die Achseln hinwerfen können. Sie erzählen zugleich ein Haufen seltsamme alter Weiber-Mährlein und curiose Fabeln von ihnen, dz man wohl ein rahres Fabel-Buch darmit füllen könnte . . . Dann die relationes vulgi von den wilden Leuthen sind so apocryphisch und abgeschmakt, dz kein Vernünftiger etwas darauf gründen kan.»⁵⁰ Sererhard konnte nicht ahnen, dass von etwa 1810–1940 die Fänggen die Lieblingskinder der gelehrten und halbgelehrten «Mythologen» werden sollten. Der äusserst populäre Luck – um nur einen der vielen Grimmepigonen zu zitieren – sah 1902 in den haarigen Wilden «ein kernhaftes Stück der nordischen Volkssage überliefert» und zog Parallelen zu den Zwergen des Nordens.⁵¹ Welchen Stellenwert die Wildleute als «germanisch-rätische Dämonen» im Schulunterricht eingenommen haben, muss vorerst noch untersucht werden, doch darf mit einer breiten Vermittlung der «Mythologie» durch das Fach Heimatkunde gerechnet werden.⁵²

Ds wilt Männli

hei in dr Chüöalpa d Chüö ghüöt. Bis zun däm große Stein heinsch me d Chüö müöße fergge, und är hed schä denn dr ganz Tag dert hinna ghüöt. Wenn sch an es leids Oord hi sîe – es si da albig em par erfalle – su hei är so d Agslä undergsperrd und sî mid nä fort, bis de nümme Gfahr gsi sî.

Ds Maränd, Chääs und Brot, heinsch era Chua uf d Hoorä gebunde, und äs hei ds Ässe us em Seckli gnu und ds Seckli widrm dr Chua ûfgetâ.

Das Männli hei aber keis Wätterhäß gha, und schi hei me erbârmed. Es ischt gar en guote Hirt gsi. Und duo heinsch me es Mânteli gmached und me das au in di Pulscha getâ. Und denn heinsch aber Wunder gha, wi'är's iez aleggi, wil sch gwisst hein, das är niä keis Wätterhäß ghan hed. Und duo si zwei ggang-ge und hein schi in dr Nêhi versteckd und zuogluoged. Und zeerscht hed's das Häß verchehrd âggleid und ischt mid dä Füäßä i d Ermel gschloffte, und das hed me nid gepassed, und duo hed's es widrm abgezoge und umkehrd und anderscht

⁵⁰ Sererhard, S. 182 f.

⁵¹ Luck (1902), S. 12–13.

⁵² Seminardirektor Martin Schmid schrieb 1935 die Einleitung zur zweiten Auflage von Lucks «Rätischen Alpensagen».

probiärd, bis' me gepassed hei. Und duo, wi'är das Mänteli rächt ägha hed und's me gepassed hed, sî er i (*in*) d Luft gsprung-ge und hei ggrüöfd:

«Juhee, iez bin i ä rächte Weidelimâ, Das i d Chüöli nümme hüöte cha!»
Und isch nümme cho. Und sitter heinsch ne nümme gsehn.



Wilder Mann (Bündner Kalender von 1870).

Büchli I, S. 283 (Sertig).

Literarische Brücken: Bündnerisches Volksblatt (1830), S. 385; Tscharner (1842), S. 148; Vernaleken (1858), S. 205 ff.; Vonbun (1862), S. 59; Jecklin (1870) S. 205; Jecklin (1874), S. 24 f. (nach Vonbun); Fient (1897), S. 142; Jecklin (1916), S. 317; Luck (1902), S. 15; Luck (1923), S. 31; Luck (1935), S. 16.

*

Vor âltn Zîtn heiend im Fluawâld bi dn Rappaschrööfn di wildä Lütjeni ghûsed. Und den, wiä d Furner di chlein Gglogga uf äme Schlittn ûf ferggn heind wellän, hei di ganz Gmeind apper müäßn gan zîän. Und duä sîend d

Wildlütjeni chon und heiend wellän verhebn. Duä hei einä van dä Furner äs Chrüz gmached, und duä siendsch gflöhän, und sitter hei mä niä meh eswas vanän gsehn.

Büchli I, S. 221 (Furna).

Literarische Brücken: Sererhard (1742), S. 182; Vernaleken (1858), S. 205 ff.; Vonbun (1862), S. 50; Luck (1902), S. 17; Luck (1935), S. 19.

*

Under Brüälsch dunnä in dä Flüänä ischt schînerzit es wilds Männkli mid schîr Fängga ghused. Und den hätti dia Fängga niderchon söllän, und duä isch ds wild Männkli uf g'n Brüälsch g'n amä Wib rüäfn. Und wil di Geburt vrbî gsin ischt, hed d Fängga däm Wîb zum Lohn ä Schooßetä Chölä ggän. Dia het das nid grad für wichtig gkan und hed uf'm Heiwäg us'm Schooß vrloren, und bi'sch deheimed uf Brüälsch gsin ischt, hedsch nun noch eini im Schooß gkan, und dia hedsch uf d Fûürplatta vürm Ofeloch ggleit.

Am Morged, wiä sch ûfgstandn ischt, isch di Chöla lûters Gold gsin, und duä hedsch wellän gä luägn, ob sch nid no meh van denän, was sch vrloren hed, fundi, und ischt widräm uf dn Wäg gä suächn. Aber es sind keinä meh ummer gsin. Schi isch duä noch zur Fängga ggangän und hed erä gseid: schi hei da d Chölä d Nacht in dr Düüchli uf'm Wäg vrloren. Ob sch erä nid no meh van denän geebi? Aber d Fängga hed erä ä treejfi Antwert ggän: Schi hätti schä halt meh schetzn söllän und besser Soorg han törfn zuänän.

Büchli I, S. 221 (Furna).

Literarische Brücken: Sererhard (1742), S. 182; Vernaleken (1858), S. 205 ff.; Vonbun (1862), S. 51; Jecklin (1874), S. 20 (nach Vonbun); Fient (1897), S. 192; Jecklin (1916), S. 359.

*

Starke Männer

Uf em Mittebärg ob Churr uf sî ä Rîs ghûset. Au ä Schweschter hei er ghan. Van dr Schweschter weis mä wîter nüüt. Aber van däm Rîs weis mä, das er aswas unerlaubti Gschichtä gmachet hei. Er hei d Schweschter bbrûcht als schîns Wîb. Duo heiendsch ne uf ds Rõðhus bschiggt. Und den ischt er ämål äb zuänä ga Churr in ds Rõðhus. Und im Aabwäg hei er än Tane, ä chleini Tane, ûsggrupft

und als Stäggä bbrücht und schä denn näbet dr Türr vam Rōðhus ângstüzt. Schi hei denn zimmi wît ûfgglengt. Aber das brücht Chraft. Jâz gid's kei meh so Starchi.

Dä Rîs hei denn denä Ggrichtsherä gseid: Wenn sch me äs Wîb häre tünd, denn mach er das nid. Und wâ sch gseh heiend, wiä starch as är sî, heiendsch ne nit törfa stroöfa. Schi heiend ne nid welle erzürnä. Amâl schi heiend me duo nüüt getan, wâ sch gseh heiend, das er dia Tane-n-âstüzi. Und är ischt widerum uf in da Wâld am Mittebürg.

Büchli I, S. 629 (Chur). Büchli bemerkte zu dieser Erzählung: «Die Zeichnung von Bächtiger auf dem Umschlag der ‹Sagen aus Graubünden›⁵³ 1. Teil erinnerte ihn [Lienhard Caflisch 1850–1945] an eine Sage, die sonst niemand gewusst hat.»

*

Vam Chämmäjöri va Prädä

hed miär dr Ehni (geboren um 1798) vîl erzeld. Dr Chämmäjöri hed Chämmä [bogenartiges Holzgerät zum Anbinden des Schmalviehs] gmached und ischt drmit gan handlä bis an d Leng'gwis in. Drbî hed er den än ganz ä schweçeri, starhi Chämmä ghan. Diä hed kheinä chönnä offä machä ussert Jöri.

Dr Chämmäjöri hed Strît ghan mit dä Tschiertercher. Duä isch schîns Wîb gstoorbä. Duä hei är schä im Bomm uf d Heid ûs treid. Prädä hed noch khein Chilchä ghan. In dr Peschtzit sîend Familiä van Chur uär zogä und heiend dä Präder Gäald für ä Chilchä ggään. Duä hei Chämmäjöri ds Sand vam Schnäggästand under dr Chilchä z'Prädä uär treid.

Im Churer Wâld hei är Holz gfrävled. Duä hed er ga Chur âb müäßä vür d Stadtherä. Underwägs hed er än Tannä ûsgrupfd und hed schä z'Chur an ds Râthus zuähi gstützd, dass di Tannzäpfä in d Râtsstubä-n-in gflogä sind. D Râtsherä händ Angscht ghan vür me und händ gseid: Är söll jetz nun gahn; und wil är än Tag versûmed hei, wellendsch me äs was midgään. Duä hed er gseid: Är möcht äm bitz Muäsmähl han. Schi hânne in d Müli gschiggd, und dert heiendsch me gseid: Är chönn näh, was är trâgä mög. Und är hei zwei Mâltersegg uf dä Rugg gnun. Är hed scha mid emä Riämä zämmäbbundä und ischt ggang-gä. Schi sîend me nâhi, schi händ halt nid trüäd, das er mög. Und

⁵³ Siehe Anm. 13

duä heindsch gsehn, das er dür d Ross-Straß uär mit denä Segg uf äm Rügg noch Nuss zämmägläsä hei. Äs siënd dert wilt Bommnuss gsin [Variante: Wilde Erdbeeren].

Büchli I, S. 607f. (Tschiertschen).

Literarische Brücken: Berna. Album schweizerischer Dichter, 2. Jg., hrsg. zu Gunsten des eingäscherten Seewis, Bern 1864, S. 25; Jecklin (1916), S. 162.

Beide Sagen enthalten zudem Motive aus einer 1869 im Bündner Kalender abgedruckten Sage mit dem Titel «Der lange Hans». Der Inzest der Geschwister fehlt jedoch, sowohl in der Fassung der «Berna» (1864), als auch in derjenigen des Bündner Kalenders (1869). Dieses Beispiel demonstriert deutlich, wie die Oberschicht des 19. Jahrhunderts aus moralischen Gründen dem Volk übers Maul gefahren ist. Der Gewissenhaftigkeit Arnold Büchlis ist es zu verdanken, dass sich die Originalversion dieser Riesensage erhalten hat.



Riese bückt sich mit zwei Maltersäcken auf dem Rücken nach wilden Erdbeeren (Bündner Kalender 1869).

Sagen über Vaganten

In einem Stall des Dorfteils Gliz (*Frau Albrecht zeigte ihn mir unterhalb ihres Hauses*) bereiteten die Frauen der Zigeuner ihre Mahlzeiten und kochten Kartoffeln auf den Heustöcken, daß das Feuer ins Heu hinauf züngelte. Aber wenn sie fertig gekocht hatten, bemerkte man nichts Verbranntes. Die Bäuerinnen hatten Angst, aber der Hausvater sagte: «*Mo schei far els!*» (Laßt sie nur machen!) Er wußte, daß der Teufel ihnen die Macht gegeben hatte, zu feuern, ohne Schaden anzurichten.

Büchli II, S. 250 (Danis).

Literarische Brücken: Anhorn (1674), S. 399; Jecklin (1874), S. 66 (nach Caspar Decurtins); Jecklin (1916), S. 306.

Der aus Fläsch gebürtige evangelische Pfarrer Bartholomäus Anhorn (1616–1700) schrieb 1674 in seiner «Magiologia», einem Handbuch zur Bekämpfung des volkstümlichen Aberglaubens: «Der Zigeuneren Fewrkunst/ welche in den Schewren/Städlen/Küblen und Gelten/ bei Hew und Stroh/Fewer anzünden/ welche doch nichts als die zubrennen angelegte Materi verbrennen; wird von ihnen der sonderbaren natürlichen Krafft einer Feuerwurzel zugeschrieben . . . Wer aber alle Umständ recht erwigt/ kan leichtlich sehen/ dass mehr Zauberey und Teufelskunst/ als natürliche Würkung einer selbsgewachsenen Wurzel mit unterlauffe.»⁵⁴ Von grosser Bedeutung für die Bildung der sogenannten «Volksmeinung» ist, dass Anhorn als Geistlicher inmitten populärer Vorstellungen steht, diese mit seinem Kompendium von neuem beeinflusst und verfestigt. Wir dürfen annehmen, dass sein Standardwerk bis weit ins 18. Jahrhundert hinein als Stoffmaterial für Predigten⁵⁵ und für die von der Geistlichkeit ausgeübte Spinnstubenkatechese gedient hat. Wir hätten es also in diesem Fall mit der Literarisierung des Volkes, das heisst mit der Vermittlung von Erzählstoffen, durch halb-mündliche Prozesse zu tun.

*

⁵⁴ Bartholomäus Anhorn, *Magiologia*. Christliche Warnung für dem Aberglauben uñ Zauberey. . . Basel 1674, S. 399.

⁵⁵ Sererhard beruft sich 1742 noch voll auf Anhorns geistliche Autorität, wenn er gegen die Tierverwandlung der Hexen und gegen die Werwölfe wettet (Sererhard, S. 170). Gestützt auf den Dominikaner Jakob Sprenger und seinen Hexenhammer verdammt Anhorn alle bösen Künste der Teufelsdienerinnen, wie den Schadenzauber an Mensch und Vieh, Wetterzauber der Hexenkinder, Hexensabbath, Luftfahrt im Bactrog, Liebeszauber mit giftigen Äpfeln und Backwerk. Dass wir jedes dieser Motive in der einheimischen mündlichen Tradition wieder finden, beweist die Wechselbeziehung zwischen Volkskultur und Kultur der Elite. Zu diesem Themenkomplex siehe das grundlegende Werk von: Elfriede Moser-Rath, *Predigtmärlein der Barockzeit, Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes*, Berlin 1964.

Es hei einä, währschînli ä Fremdä, für Gäald z'macha, uf am Martinsplatz z'Churr ä Hanä gfüärd. Dä Hanä hei äs Blogg ame Bei zogä. So äs Blogg ischt füüf Meter leng-g. Und duo sî äs Wîb vorbî, dia hei a groÿa Püntl Gras uf em Chopf ghan, und in däm Gras sî viärplettrigä Chlee drî gse. Und duo sägi das Wîb: Wa'sch då so ä Wäsig heiend? Dä Hanä hei ja nu än Häöwhalm amä Bei! Das hedsch halt äbä chönnä gseh wäge däm viärplettrigä Chlee.

Dä, wo dia Vorstellig ggän hed, het duo a Rach ûsggüöbt. Är hei däm Wîb dä Püntl Gras ab em Chopf gwörfa und duo gmachet, dass schi gmeint hei, schi sî im Wasser. Und duo hei schi d Juppä ûfgglüpft, da'schi nid ernassi, und sî däwäg über de Platz ggloffä.

Büchli I, S. 630 (Chur).

Literarische Brücken: Etienne de Bourbon (13. Jahrhundert), Anhorn (1674), S. 549 und weitere Autoren des 17. Jahrhunderts. Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm (=KHM) Nr. 149 (1812/1815); Fient (1897), S. 248.

Da Anhorn, gestützt auf eine jahrhundertalte christliche Tradition, auch gegen die Gaukler als Teufelsdiener loszieht, bringt er das Warnexempel vom Blendwerk mit dem Hahnenbalken: «Ein Zauberer verblendete die Leut/ dass sie vermeinten ein Han zoge einen Wiessbaum: war aber nur ein Strohalm.»⁵⁶ Frühere Belege aus dem 17. Jahrhundert stammen von Johann Prätorius (1654/1662) und von Grimmelshausen (1672), aber schon im 13. Jahrhundert hat Etienne de Bourbon dasselbe erzählt.⁵⁷ Eine wichtige Reaktivierung erfuhr die Geschichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Die Gebrüder Grimm nahmen sie als Nr. 149 in ihre Kinder- und Hausmärchen auf. Der Einfluss der Grimmschen Sammlung, eines weltweiten Bestsellers, auf die orale Kultur Graubündens lässt sich mühelos beweisen. Ein weiteres Beispiel muss hier genügen.

Das Totenhemdchen in Grüşch

Näbet dm «Schäfli», da ischt der Familiä es Chind gstooba, es Doroteeli, und dia Mammä hei usinnig verdrossä um das Chind, albig ummer ggrägget.

Und dua ämal in erä Nacht hei's erä tromt, äs chemi vür ds Bett ge stah. Und hei äs Zipfäli vam Totähemtli im Hendli gha und gseid: «Mammä, du muäsch

⁵⁶ Anhorn (wie Anm. 54), S. 549.

⁵⁷ Johannes Bolte/Georg Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. 2, Leipzig 1913, S. 210ff.

nid albig räaggä! Luäg, iäz isch nu meh das Zipfäli vam Hemtli trochä, wa i hebä! Und wenn das noch nass ischt, de chann i nid ruäbe.»

Und vam sälbe-n-â hei d Mammä niä meh verdrossä.

Büchli I, S. 184 (Grüsch). Büchli erkannte zwar das Märchenmotiv aus der Grimmschen Edition, sprach aber nicht von Lese Frucht, sondern vom «romantischen und sinnigen Charakter der Grüscher Überlieferung».

Wichtigste literarische Brücken: Syrische Legende (7. Jahrhundert); Bienenbuch des Dominikaners Thomas von Chantimpré (1260); KHM Nr. 109 (1812/1815); Deutsches Lesebuch von Dr. K. E. P. Wackernagel, 2. Teil, Stuttgart³1843, S. 226.

Karl Meuli hat den langen Traditionsweg dieser Erzählung detailliert nachgezeichnet und auf eine letzte literarisch fixierte Variante in einer katholischen Beispielsammlung von 1909 hingewiesen.⁵⁸ Haargenau den Grimm-Text, an welchen sich unsere in Grüsch lokalisierte Sage stark anlehnt, bringt das an der Bündner Kantonsschule benützte Lesebuch von Karl E. P. Wackernagel.

*

Lebende Leiche

Im alten Friedhof von Chur ist eine, eine Tochter aus dem Hause Kapeller am Kornplatz, mit all ihrem Schmuck begraben worden, aber nur scheintot gewesen. Der Totengräber wußte davon, grub den Sarg in der Nacht aus und machte ihn auf.

Und wo-n-era het wela dr Schmugg furtneh, sei si drab vrwacha und het ggruafa. Aber er isch vom Schregga ggang-ga, furt gglofa. Und si isch bis vor ds Khapellers Hus uf em Khoraplatz und het an dr Zug glogga zooga. De hends zum Fenschter usa gluäget, weer doo lüüti.

Und dia isch no sogëer verlobt gsi. Aber si isch den über das âba nit âlt khoo, bald gstorba.

Büchli I, S. 636 (Chur).

Literarische Brücken: Dauerbrenner seit dem Spätmittelalter, wichtige literarische Stütze für die einheimische Überlieferung: Erstes Schul- und Lesebuch für die Bündnerische Jugend. Herausgegeben vom Verein zur Verbesserung der Volksschulen in Graubünden, Chur 1831, S. 34.

⁵⁸ Karl Meuli, Vom Tränenkrüglein, von Predigtbrüdern und vom Trösten, in: Gesammelte Schriften, Bd. 1, Basel 1975, S. 387–435.

Die Wiederbelebung einer vornehmen scheinotenen Frau, ein seit dem Spätmittelalter bekanntes Erzählmotiv,⁵⁹ rückte durch die pädagogischen Warnungen der Aufklärer vor dem allzu frühen Begraben der Toten stark ins Bewusstsein breiter Volksschichten. Die Populärliteratur des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts⁶⁰ wimmelt von erweckten Leichen (mit oder ohne Illustration), und so erstaunt es keineswegs, dass diese Schauerthematik ins Sagengut eingegangen ist. Den heutigen Pädagogen vermag solcher Lesebuchstoff samt dem beigefügten Knittelvers «O lasst uns doch die grösste Sorge haben, Die Menschen nicht lebendig zu begraben» in nicht geringes Erstaunen zu versetzen.

*



Scheintote Frau entsteigt dem Sarg (Basler Hinkender Bote [Decker/Schweighauser] 1822).

⁵⁹ Lutz Röhrich, *Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart*, Bd. 2, Bern und München 1967, S. 86–121.

⁶⁰ Schenda (wie Anm. 47), S. 386 ff.

Raubvogel entführt Kind

In Carmihat hatten Bauern beim Emden ein Kind, ein Mädchen – *ina bueba* – auf ein Heutuch – *sen in blah* – gesetzt. Da ist ein Adler gekommen und hat es fortgetragen bis Scangleeras. Ein Jäger sah den Adler und wollte ihn schießen, aber es gefiel ihm etwas nicht – *mü el ò dubitau mal* – und er hat nicht geschossen. Da bemerkte er, daß der Adler ein Kind forttrug und sich niederlassen wollte. Gerade noch vorher, noch in der Luft, ließ er das Kind fallen, etwa beim Signal, nicht hoch herunter. Das war dort auf dem Hügel vor Caspaua. Der Jäger ist hingesprungen und hat das Kind aufgehoben und den Eltern gebracht. Sie ist noch alt geworden, die *bueba*. Sie wurde nachher *l'Onna da tschéss* (die Adleranna) genannt.

Büchli II, S. 35 (Selva).

Literarische Brücken: Eintrag von 1763 im Kirchenbuch der Gemeinde Habkern (Berner Oberland), dass Anna Zurbuchen (geboren 1760) von einem Lämmergeier geraubt und von einem Jäger gerettet worden sei; Drittes Schulbuch oder Lesebuch für die obere Klassen der reformierten Volksschulen in Graubünden, Chur 1848, S. 26; Tschudi (1853) S. 325; Einsiedler Kalender (1874).

Besonders verschlungen verläuft der Traditionsweg dieser Sage. 1855 notierte sich der Habkerner Pfarrer und Sagensammler A. E. Walthard nach Aussagen von Dorfbewohnern den bereits 1763 im Kirchenbuch festgehaltenen Kinderraub durch den Lämmergeier.⁶¹ Hundert Jahre später war die sensationelle Erzählung in der Berner Oberländer Gemeinde verloren gegangen.⁶² Als literarischer Stoff hatte sie jedoch überlebt; so erschien sie schon 1848 in einem Bündner Schulbuch. Eine bedeutsame Reaktualisierung erhielt das Motiv durch den Glarner Naturforscher Friedrich von Tschudi, der es 1853 in seinen Bestseller «Das Thierleben der Alpenwelt» aufnahm.⁶³ Als gewaltiger Tschudi-Multiplikator darf der in mehreren Hunderttausenden erscheinende Einsiedler Kalender⁶⁴ gelten, der 1874 diese Geschichte brachte. Wann sie jedoch von den Tavetschern in ihre Landschaft und ihr regionales Erzählgut eingegliedert worden ist, bleibt ungewiss.

⁶¹ Melchior Sooder, Habkern. Tal und Leute, Sagen, Überlieferungen und Brauchtum, Basel 1964, S. 99 f.

⁶² Hans Trümpy, Der Wandel im Sagenbestand eines schweizerischen Bergdorfes während eines Jahrhunderts (zu Melchior Sooders «Habkern»), in: Hessische Blätter für Volkskunde 58 (1967), S. 69–93; S. 70 f.

⁶³ Friedrich von Tschudi, Das Thierleben der Alpenwelt, Leipzig 1853. Bis 1890 waren 11 Auflagen auf dem Büchermarkt.

⁶⁴ Ursula Brunold-Bigler, Die religiösen Volkskalender der Schweiz im 19. Jahrhundert, Basel 1982, S. 84.



Raubvogel holt Kind (Einsiedler Kalender 1874).

Burgensagen

Zu den beliebtesten Stücken der Erzähler gehören die Sagen von der Vertreibung tyrannischer Zwingherren, die den wohlverdienten Tod durch das Volk finden. Auch bei diesem Sagentyp lassen sich literarische Zwischenglieder feststellen, ohne die das Wissen über die Unterdrücker verschwunden wäre. Speziell in Trimmis stützte Pfarrer Furgers populäre heimatkundliche Dorfmonographie das Erzählen über die Ruinen. Zum Erlebnis eines Gewährsmanns mit der ruhelosen Schlossjungfrau auf Ruchenberg notierte Büchli: «Der Name der Schlossjungfrau ist im Dorf den älteren Leuten noch geläufig aus einer ansprechenden Rittergeschichte, die im 2. Jahrgang des «Bündnerischen Monatsblattes» anonym erschien und 1933 im «Freien Rätier» abgedruckt wurde. Man weiss auch noch von dem Theaterstück «Euphemia von Ruchenberg», das P. A. Furger 1872 für die Schulkinder verfasste.»⁶⁵ Mit solch geistvollen Bemerkungen stiess Büchli selber seine «von Mund zu Mund-Theorie» ungewollt über den Haufen.

Dr Burghehjr va Rûchabärg hed a Paar Ogsa wella und het dr Chnächt in ds Doorf gschiggt. Und doa händs ch zoama gseid: Dr Hehjr müös sälber chuη ga scha ûsläasa. Und är isch chuη, und doa siend grad sächs Purä am Tröscha gsi uf em Tenn uf Cadrufl. Diä händ ganz früntli gseid zum Hehjr: är söll loaga, wia schönjs Khüra a'sch heiend. Und dr Hehjr hed Wunder ghaη, wia ds Khüra sî und hed schi bbügg und a Hämpfali Khüra ûfgnuη, um z'loaga. Doa sind di Tröscher zoahi und händ dr Hehjr tröschet. Und diä in der Burg händs ch fortgjeggt und d Burg verbrennd.

Büchli I, S. 57 (Trimmis).

Literarische Brücken: Furger (1872), S. 81; Jecklin (1876), S. 97; Jecklin (1916), S. 218.

*

Dr Vogt vå Aschpermont hed a schönjs Meitli vå Sayäs uf d Burg ghoold. Schi hed ma all Tag uf däm Bödali vür 'm Schloß müösa lûsa. Das Meitli hed a Liäbschter ghaη uf Sayäs, und denn sindsch z'verãbrede chuη, wia sch dm Vogt chönntend åb chuη. Schi hed gseid: schi well ma a wißes Nehjtli über de Chopf toa.

⁶⁵ Büchli I, S. 98.

Und amâl ama Tag isch dr Purscht uf ds Schützabödali und hed's gseh und hed âb gschossa und hed äsou dr Vogt tööjtet. Denn isch d Burg îngganga.

a Nehjti: ein Nastuch.

Büchli I, S. 89 (Trimmis).

Literarische Brücken: Sererhard (1742, von der Burg Fracstein), S. 203; Furger (1872), S. 80; Jecklin (1876), S. 60; Jecklin (1916), S. 376.

Der Rücklauf der novellistischen Sagenbearbeitungen von Christian Walkmeister und Georg Luck

Äs hei än âltä Ggaschtieler zum zweitemal ghöürâted. Und vam eerschtä Wëib hei är än prächtegi Meitjä mid gooldgälbä Zöpf ghan. Und duä van dr zweitä hei er au eini ghan, aber grousig ä leidi. Und duä hei d Mammä van dr zweitä di eerscht Meitjä albig wellä värtilgä. Und duä hei schä schä ämal oufggrichd in di Bleis (die Schafalp) um äs Schaf. Duä drnâ hei di Meitjä ds Schaf nid hebä mögä, und das hei schä duä bim See in ds Wasser ggrupfd.

Und duä drnâ sëiend di Zöpf van dr Meitjä jahunnä in dr Pasounäwis bim Totäbrünnäli vürhär choon. Und duä heisch dr Ätti gsehn und hei schim sälb ds Läbä gnuhn.

Das Wasser im See sëi duä wägä däm värsigä. Hüt isch'äs bars Loch im Bodä.

Büchli I, S. 565 (Lüen).

Literarische Brücken: Bündner Kalender 1893 (wahrscheinlich nach Chr. Walkmeister); Jecklin (1916), S. 499 (Abdruck der Kalendersage von 1893).

*

Es ischt eso en âlti Sag: En brinnende Man geid vam Mattjischhoorä über di Bärgmeder apper, dür de Sträzewâld apper und über d Mattä apper bis in di Plessur. Dert hei er müäßen gan schi abchüälen (*dies scherzhaft gesagt*) – zun gwüssen Ziten, isch gscribes gsin.

Där hätti e falschä Eid gätan wägn dä Marchen zwüsched Peischt und Leng-gwis. E Wiser hätti denn gseid: Leng-gwis hei Rächti bis in ds usser Töbl; und di Peischter heind ds inner Töbl zur Grenz wellen. Där Wiser hed duä en Eid gätan, und där muäß schînt's falsch gsi sîn, sus, wen er nid falsch gsi wëçer, müäßt är nid chon. En Zippert, e Jakob Zippert, sî's gsin. «Dr Ziriak» isch dr Übernahmen gsin. Där hätti drî Schûflä vollä Härd under d Füäß gätan und en



Widder reisst Mädchen in den See
(Bündner Kalender 1893).



Meineidiger muss als feuriger Geist umgehen
(Bündner Kalender 1904).

Schöpfer, en grôße hülzen Löffel, under de Huäd und hätti in dr Sträzer Wis zwüsched dä Töbl falsch gschwerd. Är hei gseid: So währ as är dr Schöpfer über em Chopf hei, standi är uf Leng-gwisser Bõdn.

Büchli I, S. 367 (Langwies).

Literarische Brücken: Bündner Kalender 1904 (nach Chr. Walkmeister); Jecklin (1916, gekürzte Version nach Chr. Walkmeister), S. 518.

Der aus dem Schanfigg stammende Lehrer Christian Walkmeister⁶⁶ (1848–1944) gestaltete zwei Sagen seines Heimattals für den Bündner Kalender dichterisch zu Novellen aus, welche auf das volkstümliche Erzählen rückwirkten. Dasselbe geschah mit der folgenden Schanfigger Sage, welche Georg Luck bearbeitete.

Än Abäd, dass sch gspild heind in dä Gadästett, in dr Foppa dussnä, di Fuäterchnächtä, gjassäd nâ'm Fëirabäd – all Abäd heindsch gspild, fascht übertribä – sêi einä choon und hei schi au ângäbottä zum Spilä, und schi heiene

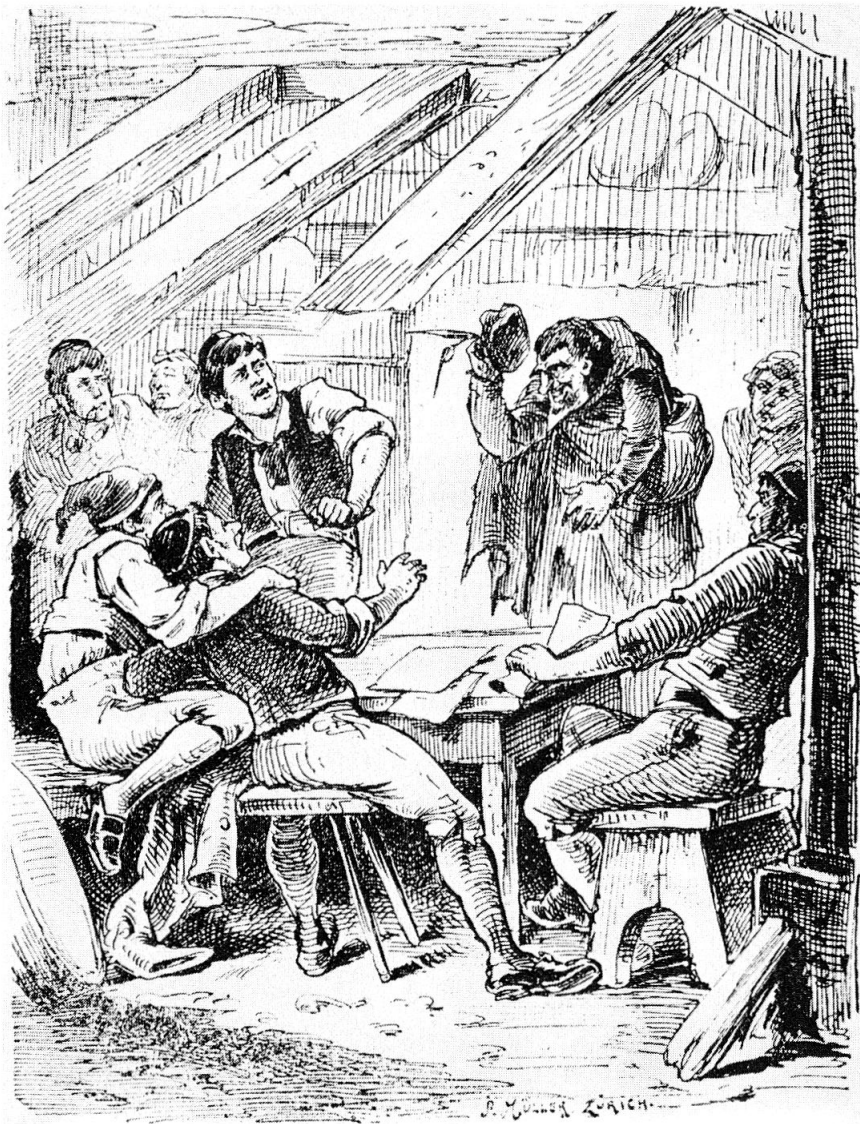
⁶⁶ HBLs, Supplementband, S. 186.

glân spilä. Duä sêi eim ä Chârtä an dä Bodä ghêid. Und är, wel er schi gäpüggd hei zum di Chârtä oûfnähn undär äm Tisch, hei er gsehn, dass där, wa êin choon ischt, derä Tschäggli hei, wiä Geis-Tschäggli. Und duä hei's me nid rächt gfallä, und er hei gseid: Schi wellend iäz höörä spilä, schi müäsend iäz ga liggä.

Und duä sêi «där» oûfgstandä und sêi zum Pfänschter oûs vârschwundä und hei än grousegä Gstangg zrugg glân. Nâhär sêis nä duä ärleidäd mit dr Spilig.

Büchli I, S. 515 (Molinis).

Literarische Brücke: Bündner Kalender 1896 (nach Georg Luck).



Der Teufel bei den Kartenspielern (Bündner Kalender 1896).

Ein Kalenderexempel gegen die Tierquälerei wird Volkssage

Dr Vatter vum «Chrummbain» hat ase junga Maaη dia Gwohnhait ghaη, Veegali un sus Tiärli z'fanga und nä d Zunga ussa z'houa. Und under sînä viär Chinder hat er dua drei stummi ghaη. Ds eerscht Chinn isch toubstumm gsi.

Büchli II, S. 833 (Tamins).

Literarisches Vorbild: Appenzeller Kalender 1788.

Immer wieder bringt die Beschäftigung mit Kalendern des 18. Jahrhunderts Überraschungen auch für die Erzählforschung zu Tage. Was für Büchli als «rein mündlich» galt, steht bereits im Appenzeller Kalender von 1788 mit dem Titel «Warnung für Eltern und Kinder»: «In O- lebt ein angesehener Bürger, der 7 wohlgewachsene Söhne hatte, die aber sämtlich stumm sind. Der Kummer über das Unglück seiner Kinder sass dem Vater beständig am Herzen. Einstmahl führte er seine stummen Söhne auf einen benachbarten Meyerhof, wo man bey einem alten Schweizer frische Milch, Butter und Käse ass. Der bedrängte Vater warf mitleidige Blicke auf seine Söhne, die gesund und rosenwangicht um den Tisch sassen; aber stumm waren. Mit nassen Augen ächzte er gen Himmel: O Gott! Womit hab ich das verdient? Der alte Schweizer, der diess alles bemerkte, nahm den Vater auf die Seite, und sagte mit deutscher Treuherzigkeit zu ihm: Ich sehe wohl, es kränkt euch, dass euere Söhne stumm sind; aber mich wunderts nicht! – Wisst ihr noch, ich kenn euch von Jugend auf, wie ihr als Knabe den Vögeln Schlingen geleet, und wenn ihr sie fienget, ihnen die Zung aus dem Halse risset, und sie mit boshafter Freude wieder fliegen liesset. Wisst ihr es noch? Wie oft hab ich Euch gewarnet! O die Vögelein unter dem Himmel, die Gott mit ihrem Gesang nun nicht mehr preisen können, haben euch verklagt, und ihr sollt aus dem Munde eurer Kinder nie den süssen Vater-Namen hören! – Was der Vater bey diesen Worten empfunden, kan keine Feder ausdrücken. – Möchten doch alle, die mit barbarischer Freude die Tiere martern, sich dieses zur Warnung dienen lassen.»

Solche Warnexempel gegen die Tierquälerei sind typisch für die Spätaufklärung.

*

Schlangen im Magen

Da auch die Idee des während Jahrhunderten rein mündlich tradierten Aberglaubens hierzulande hartnäckig selbst in intellektuellen Köpfen sitzt sei wenigstens an einem Beispiel dieses Problem erörtert. Der Dicziunari Rumantsch

Grischun bringt unter dem Stichwort Filserp/Filsiarp folgende in Graubünden einst weit verbreitete Vorstellung: «Wenn man beim Wassertrinken ein Wasserkalb (Saitenwurm, *Gordius aquaticus*) verschluckt, bleibt dieses im Magen und wächst, bis es eine Schlange ist. Um sie herauszubringen, muss man morgens nüchtern eine Gebse Milch in die Nähe stellen. Die Schlange kommt hervor und geht in die Milchgebse.»⁶⁷ Im Appenzeller Kalender von 1770 liest man von einem Mann im Bregenzer Wald, der aus einem sumpfigen Graben Wasser getrunken und dabei ein kleines Wasserkalb verschluckt hat. Dieses entwickelt sich zu einem schlangenartigen Wesen. Ein heilkundiger Bettler empfiehlt ihm, das zur Schlange angewachsene Tier mit Milch und stark gesalzenem Käse zu entfernen. Der greuliche Wurm wird dem Leser zudem noch im Bild vorgestellt. Die Volksaufklärer hielten selber noch ganz an der populären Tradition fest,⁶⁸ dass Schlangen, Würmer und Kröten durch verseuchtes Wasser in den menschlichen Magen gelangen und dort leben können. Als volkserzieherisches Mittel setzten sie deshalb derartige Warnexempel ein, die wiederum schon vorhandene Vorstellungen stützten.⁶⁹ Zum Motivkreis «Schlange im Magen» notierte sich Bächli in Langwies folgende Sage:

Ob 'm Egnhus im Schluächtji sî einä, ä Späng-gler, gschlafen bim sälben Stall und hei ds Mul offen ghebd, und duä sî me ä Schlang-gä-n-în und ab in dn Magn. Und duä hedsch nümmä uär chönnen. Und duä heindsch me ggräten: är söll en starch gsälznä Ribel ässen, und de söll är widrum an diä Stell ga liggen und ds Mul offen speeren. Und das hei'r au gmached, und duä sîsch au chon, uär, d Schlang-gä.

Meh han i nid ghöörd. Ob är schä gätöt hed –.

Bächli I, S. 379.

Bächli vermutete hinter dieser Erzählung einen mythologisch-symbolischen Hintergrund und versuchte dem Gewährsmann die vermeintliche Urfassung zu entlocken:

«Es liegt nahe, diese Erzählung als den Rest einer älteren von der Schlange als Seelentier, das aus dem Munde des Schlafenden schlüpft, zu betrachten. Ein

⁶⁷ Dicziunari Rumantsch Grischun, Bd. 6, Sp. 329 und Valentin Bühler, Davos in seinem Walserdialekt, Bd. 1, Heidelberg 1870, S. 206.

⁶⁸ Siehe dazu: Wilhelm Theopold, Votivmalerei und Medizin, München 1978, S. 109 ff.

⁶⁹ In seinem berühmten Noth- und Hülfsbüchlein von 1788 erzählt der Volksaufklärer Rudolph Zacharias Becker von einem Mann, der mit schlechtem Trinkwasser drei kleine Kröten verschluckt hat. Rudolph Zacharias Becker, Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute, Gotha 1788 (Reprint Dortmund 1980), S. 122 f.

vorsichtiger Versuch, den Gewährsmann zu einer allfälligen ursprünglichen Fassung zurück zu führen, stieß auf gänzliche Verständnislosigkeit.

Die Sage von der Schlange als Seelentier erscheint hier rationalistisch entstellt, sozusagen entgeheimnist. Das Verhalten des Gewährsmanns auf meine Frage zeigte aber auch, daß er die Überlieferung jedesmal genau so weitergibt, wie sie in seinem Gedächtnis auftaucht, ohne Zutaten, und daß ihm jeder Gedanke an die symbolische Bedeutung der Sagen ferne liegt. Sie sind für ihn Berichte von Geschehnissen.»

Vor lauter uralten Mythen übersah Büchli gänzlich, dass es in der Sage nicht um weltfremde Symbolik, sondern um die Befreiung eines Menschen von einem lästigen Parasiten geht.

*



Mann wird von einer Schlange im Magen befreit (Appenzeller Kalender 1770).

Eltern ermorden ihren Sohn

In Lavin wollte man gehört haben, die Wirtin in dem Weiler Bos-cha habe den unerkannten eigenen Sohn im Schlaf umgebracht, indem sie ihm heißen Rahmbrei (spech) – in Schuls: flüssige heiße Butter – in den Hals gegossen habe.

Aus Büchlis unediertem Nachlass, Staatsarchiv Graubünden XII 23 f6.

Literarische Brücken: Katholische Predigtautoren 17./18. Jahrhundert; Sererhard (1742), S. 118; Bündnerisches Monatsblatt 1855, S. 57f.; Jecklin (1876), S. 30; Bündner Kalender 1894; Jecklin (1916), S. 374–376.

Eine ausführlichere Variante stammt aus Domat/Ems:

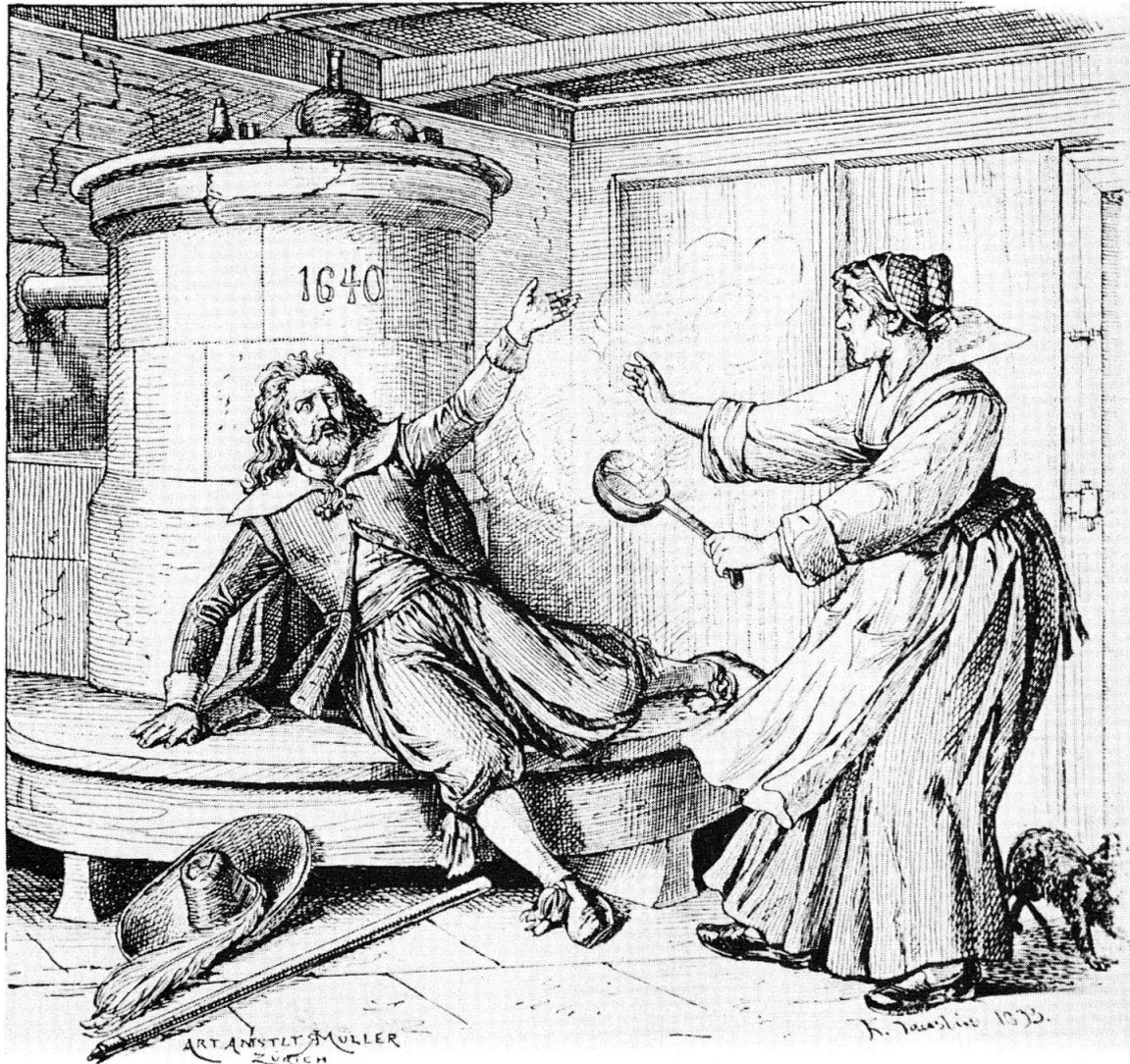
Von den Wirtsleuten im «Dolmetsch» erzählt man verschiedene schauerhafte und traurige Geschichten. Einmal sollen dort wahre Räuber und Mörder gewirtet haben. Der Sohn dieser Wirtsleute ist als Soldat mit einem von Felsberg in fremden Kriegsdiensten gewesen. Nach ein paar Jahren hat er wieder nach Hause gehen wollen. Unterwegs hat er erzählen hören, daß Gäste, die im «Dolmetsch» übernachtet hatten, ums Leben gekommen seien. Er hat das seinem Kameraden, dem Felsberger, gesagt, und dann haben sie miteinander abgemacht, sie wollten sehen, ob das wahr sei. Der Sohn aus dem «Dolmetsch» hat gesagt: In der Zeit, da er in der Fremde gewesen sei, habe er einen Bart bekommen, und jetzt kenne ihn daheim niemand mehr, und er wolle diesen Abend im «Dolmetsch» einkehren und tun, als ob er ein Fremder wäre und viel Geld hätte; und am andern Tag solle der von Felsberg zu ihm herüber kommen. Und dann wolle er ihm erzählen, wie es gegangen sei.

Und andern Tags ist dann der von Felsberg in den «Dolmetsch» gegangen und hat einen Zweier bestellt. Und dann hat er «uma ggugget», wo denn sein Kamerad Johann Jakob sei. Als er ihn nirgends sah, hat ihm das nicht gefallen, und er hat den Wirt gerufen und ihm gesagt: gestern sei sein Kamerad hier über Nacht gewesen, und er wolle wissen, wo der Mann sei. Der Wirt ist ganz bleich geworden und hat keine Auskunft geben wollen. Da ist der von Felsberg aufgesprungen und hat mit den Fäusten auf den Tisch geschlagen und gesagt: «Wißt, der Mann, der gestern bei euch übernachtet hat, ist mein Kamerad, euer Sohn Johann Jakob, gewesen!» Der Wirt hat einen fürchterlichen Schrei ausgestoßen und ist umgefallen wie ein Toter. Auf diesen Lärm hin ist die Frau herbeigesprungen in die Stube, und der von Felsberg hat sie am Arm gepackt und gerufen: «Ihr seid Mörder! Ihr habt euren eigenen Sohn getötet, und der Scharfrichter von Chur wird euch um den Kopf kürzer machen!»

Büchli II, S. 887.

Literarische Brücken: Jecklin (1876), S. 30; Jecklin (1916), S. 415.

Die Predigtautoren des 17. und frühen 18. Jahrhunderts verwendeten diesen Stoff mit grosser Vorliebe, um das Kirchenvolk vor der Todsünde der Habgier abzuschrecken.⁷⁰ Später gelangte der Erzähltypus vom unerkannt ermordeten Sohn in die populären Lesestoffe,⁷¹ so taucht er zum Beispiel im Appenzeller Kalender von 1797 auf.



Der grausame Mord am eigenen Sohn (Bündner Kalender 1894).

⁷⁰ Elfriede Moser-Rath kann acht barocke Predigtwerke, die diesen Erzähltyp beinhalten, nachweisen. Moser-Rath (wie Anm. 55), S. 494.

⁷¹ Schenda (wie Anm. 47), S. 383 ff.

Tausendundeine Nacht im Tavetsch und im Schams

Ein Bauer von Selva kam im Wald einst zu dem Felsen unterhalb des Dorfes, wo jetzt Specksteine für Tavetscher Öfen gebrochen werden. Auf einmal trat aus dem Gebüsch ein ihm unbekannter Mann, ein Räuber, ging auf den Felsen zu und rief: «*Sadam, sesarva sè!*» Da tat sich der Felsen auf, und der Räuber ging hinein, aber gleich darauf war keine Öffnung, keine Spalte mehr in der Felswand zu sehen. Der Bauer von Selva blieb auf der Lauer, aber an diesem Tage kam der Räuber nicht mehr heraus.

Am folgenden Morgen paßte der Bauer wieder vor dem Felsen, und gegen Abend sah er wirklich den fremden Mann heraustreten, der sich zu dem Felsen umwandte und rief: «*Sadam, sesiara giù!*» Und sofort war die Felswand wieder ganz und glatt, und der Räuber ging fort, auf die Jagd.

Am nächsten Abend ging der Bauer wieder hin – in der Nacht ging der Räuber immer fort – und sagte den ersten Spruch: «*Sadam, tu dich auf!*» Und richtig öffnete sich der Felsen. Der Bauer ging hinein und fand in einer Höhle mit Geld gefüllte Säcke. Er nahm davon so viel, als in seinen Taschen Platz hatte, lief dann schnell wieder hinaus und befahl mit dem andern Spruch dem Felsen, sich zu schließen. Am Tage darauf füllte er sich einen großen Maltersack mit Geld aus der Höhle und ist damit heim. Es war so viel, daß er es gerne mit der Kartane gemessen hätte. Aber er fand sie nicht und ging zum Nachbar, um sich von ihm eine leihen zu lassen. Der wollte wissen, wozu er eine brauche, erhielt jedoch keine Antwort. Darum strich er heimlich Harz unten in die Kartane. Und als der Bauer sie zurückbrachte, klebte noch ein Goldstück, eines von fünf Franken, am Boden. Der Bauer hatte sein Geld in großer Eile gemessen, und es war Nacht. Da mußte er nun verraten, wo er es geholt hatte, und er gab dem Nachbar auch die Worte an, mit denen man in die Höhle gelangen konnte, verlangte aber von ihm das Versprechen, das Geheimnis nicht weiter zu sagen.

Noch am selben Abend spät ging der Nachbar auch hinunter zu dem Felsen, mit einer Heublahe, sagte den Spruch, und der Eingang zu der Schatzhöhle wurde sichtbar. Der Mann trat ein und füllte in die Blahe, was hinein mochte. Es wurde eine gehörige Last, und als er auf dem Heimweg zu den Ställen auf dem Maiensäß Sur Rain kam, wurde er müde und wollte ein wenig ausruhen, indem er sich an die Zaunpfähle lehnte. Dabei rutschte die Blahe voll Geld, schwer, wie sie war, hintenüber, ischt uf d Wisen abegheit, und das Ende, der Zipfel, der Blahe, der mit Stricken zusammengebunden war, erwürgte ihn.

Büchli II, S. 36 (Selva).

Um der so unliebsamen Vorstellung von «Fremdstoff» lesenden Tavetscher Bauern zu entfliehen, liess Büchli «Phantasiefunken» aus den «arabischen Tausendundein Nächten» ins abgeschiedene Bergtal niedergehen. «Ali Baba und die vierzig Räuber»⁷² sind übrigens nicht das einzige orientalische Motiv in der einheimischen Erzählkultur; im Schams hielt Stiafen Loringett⁷³ einen regionalen «Aladin mit der Wunderlampe»⁷⁴ fest. Diese arabischen Märchen sind erst seit den Übersetzungen des französischen Orientalisten Antoine Galland (1704–1717) bekannt. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden sie in zahlreichen deutschen und anderssprachigen Volksbüchern nachgedruckt. Dass sie auch bei uns gerne gelesen wurden, beweist ihre Aufnahme ins populäre Erzählrepertoire.

Religiöse Sagen und Legenden

Eucharistische Wunder

Vor mehr als hundert Jahren wohnte auf der Alp Zavragia, die zum Gemeindegebiet von Truns gehört, eine Familie. Als einmal die Weihnachtszeit herannah, beehrte die Frau Beichte abzulegen, um nachher um so froher das Christfest begehen zu können. Sie war aber krank und konnte nicht selber hinaus zum Meierhof gehen. In ihrer Einfalt (*infeltiadad*) sagt sie zu ihrem Mann: «Ich beichte meine Sünden dir, und du gehst zum Pfarrer und bittest ihn um die Absolution und bringst mir die Hostie.» (*e portas a mi Niessegner*). Und deshalb nimmt er eine *brocca*, ein hölzernes Gefäß für die Mittagssuppe auf dem Feld, mit. Der Pfarrer kommt seinem Wunsche nach und legt ihm eine geweihte Oblate in die Brogge mit der Bedingung, daß sie *Niessegner* nicht berühren dürften.

Der Mann ist in Zavragia angekommen, und sie haben die Brogge aufgemacht, aber anstelle einer Oblate war ein Kind darin. Sie hatten keine Kinder und waren darum doppelt entzückt über diese Verwandlung. Das Kind lebte mit ihnen und war ihre Freude. Aber dann ist es geschehen, daß sie eine Sünde begingen, und danach ist das Kind verschwunden für immer.

Ein alter Mann von Truns, der jetzt gestorben ist, hat das erzählt. Er war Hirt auf jener Alp, und er zeigte den Ort, wo jene Familie gelebt hat.

⁷² Kurt Ranke, Ali Baba und die vierzig Räuber, in: EM, Bd. 1, Sp. 302–311.

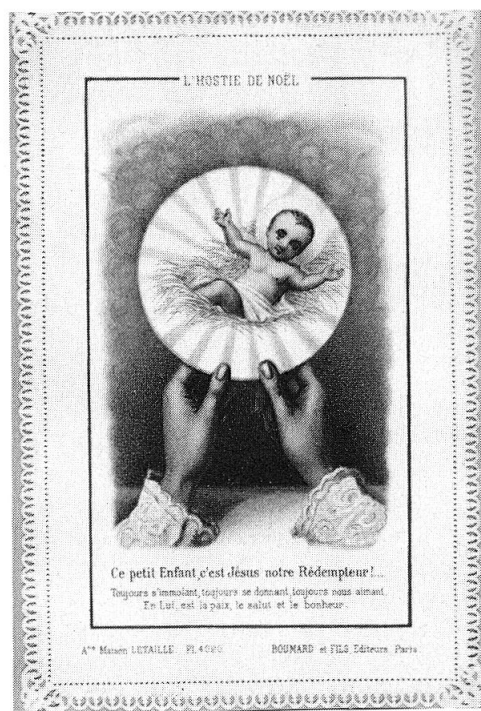
⁷³ Die Geschichte von der Laterne, übersetzt von Gian Bundi, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 33 (1934), S. 174.

⁷⁴ Kurt Ranke, Al(l)adin, in: EM, Bd. 1, Sp. 240–247.

Büchli II, S. 246 (Danis).

Diese Sage setzt sich aus zwei verschiedenen Überlieferungssträngen zusammen. Das Findelkind ist ein überaus häufiges Thema populärer Lesestoffe im 19. Jahrhundert;⁷⁵ dies wäre die jüngere, weltliche Wurzel. Die religiöse lässt sich bis auf die eucharistischen Verwandlungswunder des 12. Jahrhunderts⁷⁶ zurückführen, deren Kernmotiv immer gleich lautet: Im Augenblick, da der Priester die Hostie hochhält, wird ein wunderschönes Kind gesehen, von Licht umstrahlt. Die Funktion dieser populärtheologischen Erzählungen ist durch Jahrhunderte dieselbe geblieben, nämlich Belohnung für Frömmigkeit, Stabilisierung des Glaubens an die Transsubstantiation und in unserem spezifischen Fall die Propagierung des Beicht- und Kommunionempfangs an Weihnachten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte die Verehrung der Eucharistie einen neuen Aufschwung.⁷⁷ Die alten Legenden wurden auch mit Hilfe der Andachtsgraphik wieder neu belebt und verfestigt.

*



Gewandelte Hostie mit Jesuskind (Kleines Andachtsbild [ca. 1870], gebraucht in Villa).

⁷⁵ Schenda (wie Anm. 47), S. 403 ff.

⁷⁶ Peter Browe, Die eucharistischen Wunder des Mittelalters, Breslau 1938, S. 95 ff.

⁷⁷ Siehe die Stichworte Eucharistiner, Eucharistische Kongresse, Eucharistischer Verein, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 3, Freiburg i. Br. 1956, Sp. 1163 ff.

Eine arme, arme Familie hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von sieben und acht Jahren. Die gingen nicht zur Schule und nicht in die Kirche. Da kam der Priester und sagte: das gehe nicht, daß sie die beiden Kinder nicht zur Messe schickten. Die Eltern erwiderten: sie vermöchten es nicht, ihnen Sonntagskleider und -schuhe anzuschaffen, in denen die beiden sich neben den andern Kindern zeigen dürften. Der Priester fragte die Kleinen, was sie denn bisher an den Sonntagen gemacht hätten, wenn es zur Kirche läutete. Sie sagten: sie seien immer in den Stall hinunter gegangen und darin von einem Viehstand zum andern gesprungen *per l'amur de Diu* (i Gottsname). Der Name Gottes war ihnen nicht unbekannt. Der Priester sorgte dafür, daß sie Sonntagskleider erhielten, und jetzt konnten sie zum erstenmal die Messe besuchen.

Sie saßen aufmerksam in der vordersten Bank, und als der Priester beim Altarsakrament die Hostie emporhob, riefen sie, so laut sie konnten, ängstlich: «Tegn, tegn! Te tegnas mǔ pə la detta-pai!» (Halte [ihn], halte [ihn]! Du hältst ihn nur bei den Zehen!) Nach dem Gottesdienst fragte der Priester die beiden, warum sie so gerufen hätten. Sie erzählten: sie hätten in der schneeweißen Brotscheibe *Niessegner* mit blutenden Händen und Füßen am Kreuz gesehen. Da erkannte der Priester, daß diesen guten, unschuldigen Kindern eine besondere Gnade zuteil geworden war, und er sagte, sie müßten nicht mehr zur Messe kommen.

Büchli II, S 144 (Scungirai).

Auch zu dieser Variante eines eucharistischen Wunders existiert stützende Andachtsgraphik.

*



Häne

eccl. appr.

© Ars sacra 11240

Nehmet hin und esset alle davon :
denn dies ist mein Leib,
der für euch hingegeben wird.
Tut dies zu meinem Gedächtnis.
Mt 26, 26 / Lk 22, 19

Gewandelte Hostie mit dem Gekreuzigten (Kleines Andachtsbild [ca. 1920], gebraucht in Villa).

Weshalb die Erdbeeren nicht sättigen

Als Jesus einmal predigen ging, hat er Sankt Peter mitgenommen. Es war an einem sehr heißen Tag. Wie sie durch einen Wald kamen, ist Sankt Peter zurückgeblieben und hat Erdbeeren genascht. Da ruft Jesus: «Wo bist du gewesen und was hast du gemacht?» Sankt Peter antwortet: «Ich bin zurückgeblieben und hab halt nichts gemacht.» – «So, so», sagt Jesus, «von diesem Tage an sollen denn also die Erdbeeren niemandem mehr den Hunger stillen!»

Büchli II, S. 452 (Morissen).

Literarische Brücken: Codisch de legier per l'instrucziun realistica e linguistica en classas mezaunas superiuras dellas scolas ruralas romonschas scrits da Gerold Eberhard. Emprima part, Cuera 1865, S. 113; Decurtins Bd. 2 (1895), S. 148.

Die Erzählerin Luisa Caduff-Camenisch (1879–1964) hatte schon als Real-
schülerin für Caspar Decurtins Volkserzählungen gesammelt. Sie äusserte sich gegenüber Büchli, dass Decurtins zwar nicht die Lieder, wohl aber die detgas (Sagen) vor dem Druck sprachlich bearbeitet habe.⁷⁸

Luisa Caduff konnte nicht wissen, dass diese aitiologische Pflanzenlegende schon im alten Schulbuch von 1865 stand, sonst hätte sie sie weder Decurtins noch Büchli erzählt. Die Legende hat sich im Laufe von etwa fünfzehn Jahren leicht verändert: Ein Knabe lügt einen Engel an, indem er vorgibt, nichts gegessen zu haben.⁷⁹ Nach den Anweisungen des den Schulbuchtext begleitenden «Pensums» mussten die Schüler die Geschichte auswendig lernen, sodann mündlich und schriftlich mit andern Worten wiedererzählen. Ein Beweis mehr, dass das stetige Memorieren von Erzählstoffen in der Schule für die Tradierung sogenannt rein mündlicher Literatur von enormer Bedeutung ist.⁸⁰

*

Schwänke

Ein Analphabetenschwank aus dem Schanfigg

In dn achzger Jahren hed an dr Wis uf Campadiel es Männndli gläbd, ds Peterli Sprächer, und das ischt nümme rächt guäd gsund gsin. Denn hed das dr Pfarrer ghöörd und hed den amme Tag gädeicht: är müäß das Männndli bsuächen. Jëz,

⁷⁸ Büchli II, S. 430.

⁷⁹ Weitere mündliche Belege bei Heinrich Marzell, Erdbeere, in: HDA, Bd. 2, Sp. 893.

⁸⁰ Zu volkstümlichen Erzählstoffen im Schulbuch siehe Hans Trümpy, Volkskunde im Schulbuch des 19. Jahrhunderts, in: SAVk 67 (1971), S. 62–83; S. 67 ff.

wa dr Pfarrer gäged dm Hûs chon ischt, hed Peterli zum Pfänschter ûs gluäged. Duä hed er gschwünd di Bibli vürher und hed schä in dr Vrnööti zundrendobnä vür schi gnun.

Duä, wiä dr Pfarrer in chon ischt, seid'r: ob er au in dr Bibli läsi? So, das sî rächt. Und denn hei er gsehn, dass där Mann di Bibli zundrendobnä ghan hed, und hei gfreedeg: Warum as er denn di Bibli verchehd vür me hei? Und duä hei ds Männkli gseid: «I han's halt nid gsehn, i bin linggs, Herr Ehrwürd!»

Büchli I, S. 402 (Langwies).

Literarische Brücke: Bündner Kalender 1847.

Obwohl das Problem des Analphabetismus bis weit ins 19. Jahrhundert in Europa aktuell war, kennt man auffallend wenig Analphabetenschwänke. Unser Beispiel bringt schon ein Schwankbuch mit dem Titel «Neuaussgebutzter, kurtzweiliger Zeitvertreiber» von 1685.⁸¹ Die massenhaft aufgelegten Kalender übernahmen Motive aus der barocken Schwankproduktion⁸² und bildeten so die literarische Brücke zur mündlichen regionalen Erzählkultur.

Schwierigkeiten mit der Uhr



„Mein gutester Herr, sein Sie doch so gut und machen Sie mir amal den Perpendickel.“

„Ja, da müssen Sie die Uhr mitbringen.“

„Nu sehn Sie, die Uhr geht sonst ganz gut, nur der Perpendickel bleibt immer stehn.“

⁸¹ Elfriede Moser-Rath, Analphabetenschwänke, in: EM, Bd. 1, Sp. 482 f.

⁸² Elfriede Moser-Rath, «Lustige Gesellschaft». Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts in kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext, Stuttgart 1984.

Ein Medelser hatte eine schadhafte gewordene Schwarzwälderuhr und ging mit dem Pendel zum Uhrmacher nach Disentis und zeigte ihm dieses. Aber der Uhrmacher wollte die ganze Uhr zur Reparatur haben. Doch der Medelser sagte: «Die Uhr geht schon, aber das da geht nicht.» Dies hat der Uhrmacher Giger von Disentis mir selber erzählt.

Büchli II, S. 106 (Sedrun).

Literarische Brücken: Appenzeller Kalender 1855, Bündner Kalender 1871.

Die Medelser sind nur eine Spezies der vielen Schildbürger Graubündens.⁸³ Wie dieses Beispiel zeigt, schliessen Beteuerungen von Gewährsleuten, einen tatsächlichen Sachverhalt von einem zuverlässigen Mittelsmann vernommen zu haben, literarische Fixierung der Erzählung nicht aus.

*

Die Mutprobe im Beinhaus

Ein paar Burschen hatten am Abend in der Dorfwirtschaft tüchtig getrunken und gingen zuletzt eine Wette ein, ob sich einer von ihnen getrauen würde, um Mitternacht im Beinhaus einen Schädel zu holen, und ein Bursche machte sich dann doch auf den Weg nach der alten Kirche St. Remigius, ging in den *carner* (das Beinhaus) hinein und wollte einen Schädel (*ina cavazza*) nehmen. Da rief es leise: «*Quella ei mia!*» (Das ist meiner!) Der Bursche ergriff einen andern, worauf es wieder mit feiner – verstellter Stimme machte: «*Quella ei mia!*» Als dasselbe noch ein drittes Mal geschehen war, rief der Bursche: «*Plich' ina hasti buca giu!*» (Mehr als einen hast du nicht gehabt!), packte den Schädel und lief damit dem Dorf zu. Das hat mein Vater erzählt.

Büchli II, S. 750 (Falera).

Literarisches Vorbild: Basler Hinkender Bote 1832 (Mechel).

Das literarische Vorbild dieses Schwanks finden wir im Jahrgang 1832 des Basler Hinkenden Boten von Mechel.⁸⁴ Persona activa ist dort eine beherzte Magd.

*

⁸³ Elsbeth Liebl, Schildbürgerorte, in: Atlas der schweizerischen Volkskunde, Karte 256 und Kommentar zweiter Teil, 7. Lieferung, Basel 1971, S. 727 ff.

⁸⁴ Zur Verbreitung dieses Kalenders in Graubünden siehe: Ursula Brunold-Bigler, Der Vorschlag J. H. Kaltschmidts zur Herausgabe eines bündnerischen Volkskalenders, in: Bündner Monatsblatt 1983, S. 304–325; S. 316.

Lesefrucht im Jägerlatein

Der Jäger Rest Derungs gab auch Münchhausiaden zum besten. Eine ließ er in Romanisch-Obersaxen sich abspielen. Dort, so begann er, sei einmal ein Jäger auf die Jagd gegangen. In jener Zeit hatte man noch alte Büchsen, Vorderlader, sogenannte *caiseras*, und manchmal fehlte es ihnen an Schrot (*mintgaton eran is schrecks en munconza*). Der Obersaxer Jäger hatte einige Gemsen wahrgenommen, aber keinen Schrot mehr. Da bemerkt er hinter einem Felsblock einen Haufen Kirschensteine, die einer, der zuviele Kirschen gegessen, dort gelassen haben wird. Der Jäger nimmt eine Faustvoll von diesen Kirschensteinen aus dem Kothaufen, stopft sie in den Lauf seines Vorderladers und schießt auf einen Gemsbock. Aber der ist flink davongesprungen (*sbrigaus*), das Tobel hinunter. Der Jäger hat nichts anderes tun können, als ohne Beute heimzugehen.

Das nächste Jahr geht er an den gleichen Ort auf die Jagd und sieht dort bald einen tüchtigen Gemsbock mit einem hübschen Kirschbaum zwischen den Hörnern (*in dètg büc-camuotsch cùn ign puléit tscherschè dentar is corns*). Jenesmal hatte er Bleischrot genug bei sich, und er hat den großen Gemsbock erlegt «umggleit» (*derschii*) und nach Hause getragen samt dem Kirschbaum zwischen den Hörnern.

Büchli II, S. 483 (Vella).

Literarische Brücke: Gottfried August Bürger, *Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abentheuer des Freyherrn von Münchhausen*, London 1786 (Reprint München 1981), S. 33 ff.

An diesem Schwank wird ersichtlich, dass das Bündner Jägerlatein nicht nur aus Phantasiemotiven redegewandter Individuen besteht, sondern auch Elemente aus traditionellen literarischen Vorlagen, wie den Lügengeschichten des Freiherrn von Münchhausen enthält. Gottfried August Bürgers Münchhausiaden von 1786 wurden beliebter Lesestoff und wirkten gattungsbildend für die Volkserzählungen.⁸⁵

Schlussbemerkungen

Dieser Beitrag sei mit einer Bildbetrachtung beendet. Der Grossvater sitzt mit dem Enkelkind auf der weich gepolsterten, warmen Ofenbank und liest ihm eine Geschichte vor. Über Grossvaters Kopf baumelt der Kalender an der Schnur. Auf der Konsole liegt die ererbte alte Familienbibel oder ein dickes

⁸⁵ Jürg Mathes, Bürger, Gottfried August, in: EM Bd. 2, Sp. 1034–1036.



Phot. A. Brunold, Se

Grossvater erzählt seinem Enkelkind schöne Geschichten...

Aus: Bilder der Heimat. Beilage zur Neuen Bündner Zeitung, Januar 1937.

Andachtsbuch. – In der Tat eine heile, gemütliche Welt. Diese vom Fotografen gestellte Idylle von 1935 enthält ungewollt einen für viele immer noch bitteren, aber wahren Kern. Der Druckwerke besitzende und daraus vorlesende Mann verkörpert eine literatursoziologisch bedeutsame Tatsache: Ein Leser literarisiert mit seinen Kenntnissen einen Nichtleser. Das Kind aus dem Engadin nimmt mit Hilfe des Buches Anteil an der Welt der traditionellen Erzählstoffe. Zwanzig Jahre später wird es aus der Erinnerung dem professionellen, aus dem industrialisierten Unterland stammenden Folkloristen Arnold Bächli, welcher in der bäuerlichen Gesellschaft eine unverdorrene Oase und im Gewährsmann eine Art «edlen Wilden» zu entdecken glaubt, die gehörten Märchen, Schwänke oder frommen Geschichten mitteilen.

Schriftliche und mündliche Kultur stehen also in einem steten Wechsel- und Abhängigkeitsverhältnis zueinander und müssen in den jeweiligen sozialhistorischen Kontext hineingestellt werden. Die geographische Abgeschiedenheit unserer Bergtäler bedingt kein geistiges Vakuum; tüchtige Hausierer und Hausiererinnen haben seit der Erfindung des Buchdrucks den hintersten Weiler mit Lesestoff und erzählenden Bildern versorgt. Dazu kommt, dass heimgekehrte Auswanderer Literatur aus aller Herren Länder mitgebracht haben. Hat nun das Volk die Masse der von Kirche und Schule, Zeitungen, Kalendern und Bestsellern vermittelten Erzählstoffe einfach so übernommen und gedankenlos nachgeplappert? Nein, beileibe nicht! Ausgewählt und bewahrt wurde nur, was gefiel. So benützten die Tavetscher nicht jeden Kalenderschwank, um die Medelser zu verulken. Nicht jedes mittelalterliche Hostienmirakel, welches der Pfarrer um 1880 im Erstkommunionunterricht erzählt hatte, kursierte zwei Generationen später als einheimische religiöse Sage. Die schriftliche Vorlage musste von den Erzählern mit eigenen Worten im regionalen Dialekt wiedergegeben werden, was eine echte kreative Leistung darstellt. Zudem stellt man immer wieder fest, wie eng die zuletzt erhobenen mündlichen Varianten mit der volkstümlichen Sachkultur verwoben sind. Der Tavetscher Ali Baba klopft an einen Berg, aus dem Speckstein für Öfen gewonnen wird. Das Interesse an Schatzsagen in einer Landschaft, wo die Bauern im Nebenerwerb nach Kristallen graben, erscheint nicht zufällig. Ali Baba misst die Goldmünzen aus dem Berg mit der allgemein gebräuchlichen Churer Kartane, die 7,5 Liter fasst. Neben den von der Elite geschaffenen und vom Volk rezipierten Erzählmotiven existieren eigenständige Schöpfungen populärer Phantasietätigkeit, die sich jedoch nur dank dauernder Aufzeichnungen bis ins 20. Jahrhundert am Leben erhalten haben. Typische Beispiele dafür sind Berichte über die Fänggen, die sagenhaften Ureinwohner gewisser bündnerischer Talschaften. Die vielen Er-

lebnissagen in Büchlis Sammlung lassen ihren Ursprung ebenfalls aus schriftlicher oder semiliterarischer Fundierung herleiten. Der gezielte Kampf der Aufklärer des späten 18. Jahrhunderts hat den Glauben des Volkes an Gespenster lange Zeit wachgehalten, aufgefrischt, verfestigt. Diese Revitalisierung bringt als Reaktion wiederum neue Begegnungen mit Geistern hervor.

Volkserzählungen liefern uns demnach vielfältige Informationen über Lebensweise und Mentalität der Unterschichten. Man wird deshalb gerne Abschied nehmen von den ahistorischen Konstrukten der Romantik mit ihren erfundenen Holden und Unholden zugunsten einer sozialhistorischen Analyse von populären Erzählinhalten.

Fotonachweis: Rätisches Museum (Franz X. Jaggi)